Eine Lebensfrage.

Erster Theil.

Eine Lebensfrage.

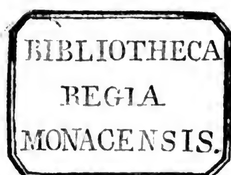
Roman

von

der Verfasserin der Clementine und Jenny.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.



Alfred von Reichenbach, ein Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, saß eifrig arbeitend vor dem Schreibtische in seinem Studirzimmer, das, nach den aufgestellten Bücherschränken, Büsten und Bildern zu urtheilen, auf einen Besitzer schließen ließ, der Wissenschaften und Künste liebte und über die Mittel gebot, seinen Neigungen Befriedigung zu verschaffen. Die mächtigen Bäume, welche Schloß Rosenthal umgaben, die geschlossenen Jalousien verbreiteten eine milde Dämmerung in dem Zimmer und trotz der drückenden Wärme eines Sommerabends war es hier frisch und luftig. Eine tiefe Stille herrschte in demselben, nur unterbrochen von

dem leisen Geräusch, welches Alfred's Feder auf dem Papiere verursachte. Er schrieb mit wachsender Schnelle und sein Gesicht zeigte den Ausdruck freudiger Begeisterung, den das Gelingen einer Arbeit hervorruft.

Da öffnete eine große, üppige Blondine die Thüre und sagte: es ist drüben so warm in den Stuben, daß man es nicht ertragen kann, ich werde mich hierher mit meiner Arbeit setzen.

Es war Alfred's Frau. Er schreckte aus seinen Gedanken empor, sah sie zerstreut einen Augenblick an, nickte mit dem Kopfe und arbeitete emsig weiter.

Caroline, so hieß Frau von Reichenbach, schob mit Geräusch einen Tisch an das Fenster, rückte einen Stuhl zurecht und zog eine Tapisseriearbeit aus ihrem Nähkorbe, wobei Scheere und andere Geräthschaften klappernd zur Erde fielen. Alfred fuhr beunruhigt mehrmals mit der Hand über die Stirne, hielt im Schreiben

an, überlas das Fertige, wollte weiter arbeiten, aber er war zerstreut worden, konnte dieselbe Gedankenreihe nicht finden und das Schaffen schritt langsamer vorwärts.

Es ist aber förmlich Nacht in deiner Stube, Alfred! rief Frau von Reichenbach nach einer kurzen Pause, ich muß die Jalousien öffnen, denn ich kann hier das Muster nicht zählen.

Die Jalousien, von ihr losgehakt, flogen zurück, das blendende Licht der untergehenden Sonne fiel plötzlich strahlend in das Zimmer, und mißmuthig sagte Alfred: Du weißt, Caroline, wie peinlich und störend mir grelles Licht erscheint, wenn ich arbeite.

Was soll ich aber thun, wenn ich die Stiche nicht zählen kann? wiederholte Caroline und fragte bald darauf: Was sagst du dazu, daß des Inspectors Tochter eine Liebschaft mit einem Studenten hat, seit sie den Winter in der Stadt war?

Laß mich arbeiten, liebe Caroline! bat Alfred, ich möchte das Kapitel beendigen.

Caroline schwieg eine kurze Zeit und Alfred's Feder bewegte sich wieder schneller, als seine Frau sich weit aus dem geöffneten Fenster hinausbog und einem im Hofe beschäftigten Mädchen in scheltendem Tone die Worte zurief: Die Röcke sollen ein für allemal nicht mit Nadeln an den Trockenschnüren befestigt werden; wie oft soll ich das noch sagen?

Alfred stand ungeduldig auf, murmelte leise: Ganz unerträglich! nahm sich dann aber zusammen und fragte ruhig: Caroline, wo ist Felix?

Er spielt im Garten.

So laß uns auch hinabgehen.

Jetzt? in dieser Hitze?

In den Alleen ists schon schattig.

Aber du wolltest ja arbeiten? meinte Caroline. Wie kann man so launenhaft sein!

Du hattest mir beim Kaffee ausdrücklich gesagt, wir sollten dich nicht stören.

Deshalb kamst du wol herein und plaudertest unaufhörlich? sagte Alfred im Tone eines freundlichen Vorwurfs. Caroline schickte sich zu einer Entgegnung an, aber Alfred wiederholte seinen Wunsch, zu dem Sohne hinabzugehen, und bald darauf finden wir die Eheleute in den prächtigen Alleen des Gartens wieder.

Fröhlich sprang der blühend schöne, zehnjährige Felix den Eltern entgegen, ward von dem Vater geliebkoset und fing an, von seinen Spielen, von seinen Hunden und von dem Kutscher zu erzählen, während sie durch den Laubgang vorwärtsschritten. Plötzlich hielt der Knabe in seinen Berichten inne, sah dem Vater prüfend in das Gesicht und ging dann schweigend und ruhig neben ihm her. Alfred bemerkte dies Schweigen nicht und schien auch

eine gleichgültige Frage seiner Frau zu überhören, sodaß sie unmuthig ausrief: Alfred! wenn du mich nur hier haben wolltest, damit ich neben dir herlaufe, so hättest du mich im Hause lassen können, wo ich zu thun hatte.

Alfred erwachte aus seiner Zerstreutheit. Vergib! sagte er, ich habe so plötzlich zu arbeiten aufgehört, da weilt die Seele unwillkürlich noch bei den Vorstellungen, die mich beschäftigten. Ich dachte in diesem Augenblick mehr an die Vergangenheit und an mein Gedicht, als an euch und die Gegenwart.

Das sah ich wohl, Papa! bemerkte Felix, und darum war ich lieber still. Ich weiß es gleich, wenn du dichtest und an deine Arbeiten denkst. Dann leuchten dir die Augen ganz hell, ganz hell! und es ist doch, als könntest du nicht mit ihnen sehen, was um dich her vorgeht. Bist du denn vergnügt, wenn du dir deine schönen Geschichten erdenkst?

Glückselig bin ich, mein Sohn! und ich wollte, auch in deine Brust hätte die Natur den schöpferischen Funken gelegt, der in uns eine neue Welt voll Freuden und Leiden hervorruft. Indeß selbst in den Leiden liegt noch Glück und Schönheit, und wohl Dem, der jenes doppelte Leben kennt, das den Dichter in den Momenten des Schaffens zum glücklichsten Menschen macht, sagte Alfred, zu seiner Frau gewendet.

Das ist aber ein sehr einseitiges Glück, meinte diese, von dem Niemand etwas genießet, als nur du selbst. Für deine Umgebung bist du verloren, wenn du so in das Arbeiten hineinkommst. Ob ich mich mit den Leuten plagen muß, ob ich Verdruß und Aerger habe, danach fragst du nicht; du dichtest! Weißt du, daß ich heute schon der neuen Wirthschafterin den Dienst aufkündigen mußte?

So! sagte Alfred gleichgültig und theilnahmlos.

Und du fragst nicht einmal weshalb?

Gewöhnlich, liebe Caroline, scheinen mir deine Gründe für diese sich oft wiederholende Gewaltmaßregeln nicht ausreichend. Du weißt, ich habe dabei früher stets zu vermitteln, einzuschreiten versucht, jetzt bin ich es müde geworden. Du willst nicht einsehen, daß du dir all den Verdruß durch deine Ungeduld mit den Leuten selbst bereitest; deshalb lasse ich dich nach Belieben schalten und ertrage die Unbequemlichkeit, fortwährend neue Dienstboten um uns zu haben.

Als ob dich auch nur Etwas von diesen Unbequemlichkeiten träfe! als ob ich nicht Alles auf mich nähme! Ich denke, Alfred, du kannst nicht darüber klagen, daß du je deine gewohnte Bequemlichkeit entbehrst, daß ich es dich je empfinden lasse, welche Plage die schlechten Dienst-

boten sind! rief Caroline empfindlich, und Alle schwiegen, bis Felix den Vater bat, den Garten zu verlassen und durch die Felder auf den Berg zu gehen.

Alfred war es gern zufrieden, indeß Caroline machte Einwendungen. Sie fürchtete die Wärme, den weiten Weg, ließ sich aber dennoch überreden, Alfred's Arm zu nehmen und die Ihrigen zu begleiten. Felix lief fröhlich voran und bald hatte man die Höhe erreicht, von der aus sich ein weiter Blick über die großen Besitzungen Alfred's eröffnete.

Mäßige Hügelketten durchzogen das Land, bald mit üppigen Laubwäldern, bald mit wogenden Getreidefeldern geschmückt, die in goldiger Fülle der Ernte entgegenreiften. Dazwischen schlängelte sich von der Höhe ein Flüßchen hinab, das im Thale einen Kupferhammer trieb und weiter hin einen hellen Teich bildete, der, wie die blaue Wunderblume der Märchen=

welt, funkelnd und strahlend aus der Tiefe hervorleuchtete. Glitzernd zitterten die letzten Sonnenstrahlen auf dem ruhigen Gewässer und färbten mit bräunlichem Golde die Spitzen der Bäume, die sich leise unter dem erfrischenden Wehen der Abendluft zu regen begannen. Die ersten langgezogenen Finkenschläge tönten aus den Büschen, Säulen von schwärmenden Mücken sonnten sich in der Luft und Alles, was lebte, schien sich der schönen Stunde mit Glück bewußt zu sein.

Alfred blickte lange entzückt umher, schwelgend in Freude und Anbetung. Caroline hatte sich auf einen Stein gesetzt und war mit den Bändern ihrer Schuhe beschäftigt, als ihr Mann in die Worte ausbrach: Wie verdient man diese Welt! wie genießt man all diese Herrlichkeit! Felix! siehst du denn, mein Sohn, wie schön es hier ist? Siehst du, wie dort, wo dein Schwan durch den Teich zieht, lange, lange

Goldstreifen sich spiegeln, als Widerschein des Lichtes? Da streichelt die Sonne mit goldener Hand die feuchte, heiße Wange der müden, entschlummernden Erde und wünscht ihr gute Ruhe und selige Träume, wie wir es mit dir machen. Und die Erde wird still und ruhig und träumt von Glück und Frieden! Wollte Gott, daß morgen, wenn sie erwacht, der Traum Wahrheit geworden wäre, daß — —

Alfred! weißt du, daß es hier vor Mücken nicht zu bleiben ist? fiel ihm Caroline ins Wort. Ueberhaupt möchte ich zurückgehen, mich drücken die Schuhe und ich will auch der Haushälterin noch etwas sagen.

So komm! sagte Alfred seufzend und, eine düstere Wolke des Unmuthes auf der Stirne, trat er den Rückweg an, Caroline am Arme führend, die sich fest und schwer darauf lehnte und unablässig über die unbequemen Schuhe klagte.

Alfred war der Sohn adliger und edler Eltern. Den Vater hatte er wenig gekannt, die Mutter, welche ihn mit vollster Hingebung erzogen, war gestorben, als er kaum das Jünglingsalter erreicht und Offizier geworden war. Von dieser trefflichen Frau an ein geistiges Zusammenleben mit ihr gewöhnt, fand er nach ihrem Tode sich einsam und verlassen. Die lauten, wüsten Kreise seiner Kameraden zogen ihn nicht an und, in ein kleines Garnisonstädtchen versetzt, führte er ein zurückgezogenes, freudloses Dasein, bis ihm in der Liebe neue Hoffnung erblühte.

Er hatte eine Wohnung in dem Hause eines adligen Subalternbeamten gemiethet, dessen einzige Tochter, Caroline, für das schönste Mädchen der Stadt galt und von den Launen einer jungen Stiefmutter viel zu dulden hatte. Alfred bedauerte sie, wollte sie trösten, sie durch seine Theilnahme für ihre Leiden entschädigen.

Während dieser Bestrebungen verwandelte sich allmälig sein Mitgefühl und des Mädchens Dankbarkeit in Liebe, die sie sich mit der Befangenheit der ersten Jugend gestanden.

Beide waren neunzehnjährig und schön. Alfred's Seele schmachtete liebedurstig nach einem Ideale und freigebig schmückte er in seinem Geiste das junge Mädchen mit allen Vorzügen, die er in ihr ersehnte, die sie nicht besaß. Kleine Mißhelligkeiten, die oftmals vorfielen, wurden durch die Küsse und Schwüre der Versöhnungsstunden ausgeglichen; es war ein Verhältniß, wie viele andere, das sich gleichblieb, bis Alfred die Garnison verließ, um die Kriegsschule in Berlin zu beziehen. Eine Trennung, ohne sichere Aussichten für künftiges Wiedersehen, schien den Liebenden unmöglich. Man entdeckte sich den Eltern und, da dem Vater der stattliche Schwiegersohn, der Stiefmutter die Verheirathung Carolinens willkommen war, erlangte

das junge Paar die Einwilligung der Eltern mit dem Versprechen, der begüterte Vater wolle die Verheirathung Carolinens möglich machen, sobald der Lieutenant seine Studien beendet haben würde.

In Berlin fand Alfred einen greisen Großonkel, der sich väterlich des strebsamen Jünglings annahm. Er war Domherr gewesen, hatte an verschiedenen Höfen gelebt und zeichnete sich ebenso sehr durch Geist und feine Sitten, als durch ein starres Festhalten an den Grundsätzen der katholischen Kirche aus. Von ihm ward Alfred in die gebildeten, kunstsinnigen Kreise der Hauptstadt eingeführt; unter seiner Leitung suchte er auf jede Weise seinen Geist zu bilden und der Neigung für Künste und Wissenschaft zu genügen, die er in seinen früheren Verhältnissen nicht befriedigen konnte.

Nachdem dies beglückende Verhältniß ein paar Jahre gedauert hatte, starb der Greis

plötzlich und Alfred sah sich, unerwartet zu dessen alleinigem Erben ernannt, in dem Besitze eines bedeutenden Vermögens. Freudig ward die Nachricht der Braut verkündet und die Hoffnung baldiger Hochzeit daran geknüpft; aber in der Freude seines Herzens hatte Alfred eine Bedingung des Testamentes nicht beachtet, welche jene Aussicht noch in weite Ferne verschob.

Das Testament verlangte, daß Alfred sich nicht vor vollendetem vierundzwanzigsten Jahre verheirathen, bis dahin in Berlin bleiben oder reisen, und seine Braut nicht wiedersehen dürfe, bis er nach erlangter Großjährigkeit die Erbschaft angetreten haben würde, welche bis dahin für ihn von den Domherren eines geistlichen Stiftes verwaltet werden sollte.

Mit tiefem Bedauern fügte sich das Brautpaar in das Unabänderliche. Carolinens Klagen über ihre traurigen Verhältnisse zur Stief-

mutter, suchte Alfred mit Schilderungen der glücklichern Zukunft zu beschwichtigen; während er jetzt schon mit zärtlicher Großmuth bemüht war, ihr Loos erträglich zu machen und dem sinkenden Wohlstande ihrer Eltern wieder emporzuhelfen. Die reichsten Geschenke, die ausführlichsten Briefe, die feurigsten Liebeslieder wurden Carolinen gesendet; aber Nichts vermochte sie zu erheitern, Nichts sie von dem Verdachte zu befreien, Alfred vergesse ihrer und sein Wille müsse die Hindernisse überwinden können, die sich ihrer Verbindung im Augenblicke entgegenstellten. Das sprach sie mit Bitterkeit in jedem ihrer Briefe aus und verminderte dadurch die Sehnsucht, mit der Alfred ihnen sonst entgegengeharrt hatte.

Bald darauf trat er seine Reisen an. Alfred sah Länder und Völker und lernte den Menschen verstehen, von dem Palaste des Herrschers bis hinab in die Hütte des Armen. Es

trieb ihn, was er gefühlt und gedacht, für sich und Andere in bleibender Form zu gestalten, und auf Zureden eines Freundes gab er einen Band von Liedern und Gedichten heraus, die er in begeisterten Stunden geschrieben.

Als er nach Verlauf einiger Jahre in die Heimat zurückkehrte, begrüßte ihn das lebhafteste Mitgefühl des deutschen Vaterlandes, das die Versuche des jungen Dichters entzückt willkommen hieß; und er entriß sich dem blendenden Treiben der großen Welt, um zu Caroline zu eilen.

Aber wer beschreibt seine Empfindungen, als er die Braut wiedersah? In beständigen Zänkereien mit der Stiefmutter, in den kleinlichen Verhältnissen eines Landstädtchens war der mädchenhafte, jugendliche Reiz, der auch die weniger begabte Frauenseele liebenswürdig macht, gänzlich entschwunden, und Alfred fühlte sein

Herz erstarren in dem Begegnen mit seiner Braut.

Der Gedanke, mit ihr zu brechen, regte sich in ihm, doch er unterdrückte ihn schnell; denn Caroline besaß sein Wort, hatte ihre Jugend im Vertrauen darauf durchlebt und ihr Vater war verarmt. Dann wachte auch die Erinnerung an die erste Zeit ihrer Liebe mächtig in ihm auf; er wähnte, Caroline bilden, sie zu sich erheben zu können. In dieser Erwartung ward ihre Ehe geschlossen und Alfred führte die junge Gattin in eines seiner Schlösser, das mit gebildetem Schönheitssinn für ein poetisches Zusammenleben eingerichtet worden war.

Aber seine Hoffnungen täuschten ihn. Carolinens Herz war nicht böse, es fehlte ihr nicht an Verstand, sie liebte ihren Mann auf ihre Weise, aber sie war unliebenswürdig und Alfred entdeckte bald eine Kluft zwischen sich und seiner jungen Frau, die sie weit von einander

trennte. Die Weise, in der er, bei großer praktischer Tüchtigkeit, Welt und Leben geistig erfaßte, seine Bestrebungen für Menschenwohl im Großen, sein ganzes Wollen und Wirken lagen außer den engen Grenzen, in denen Carolinens Geist sich bewegte. Alfred's Richtung erschien ihr phantastisch, sie fühlte, daß sie ihm nicht folgen, ihm nicht genügen könne, daß er mehr verlange, als sie ihm sei. Das machte sie eifersüchtig, launenhaft und reizbar, und selbst die Geburt eines Sohnes brachte keine vollständige Annäherung zuwege, obgleich beide Eltern mit tiefster Liebe an dem Kinde hingen.

Häusliches Unbehagen führte die Gatten vom Lande nach der Stadt, wo sie eine Weile zu leben versuchten; Carolinens Eifersucht trieb sie wieder auf das Land zurück. In immer neuen Reibungen flossen die Jahre dahin und die Mißhelligkeiten steigerten sich, seit die Erziehung des zehnjährigen Sohnes die religiösen

Ansichten der Eltern einander gegenüberstellte. Alfred und seine Frau waren beide katholisch; während aber Jener einem reinen Deismus huldigte, hing Caroline streng an dem äußern Kultus der römischen Kirche und suchte, unter Anleitung ihres Beichtvaters, eines Kaplan Ruhberg, vom Domstifte zu Maria Gnad, das in der Nähe von Rosenthal lag, auch Felix dazu anzuhalten, was ganz gegen die Ansicht ihres Mannes verstieß.

Caroline, an beständigen Streit mit der Stiefmutter gewöhnt, war gegen das Verletzende solcher Vorgänge ziemlich unempfindlich geworden, während Alfred's Seele beständig darunter litt und bei jedem neuen Anlasse schmerzlicher blutete. Das Leben ward ihm oft zu einer drückenden Bürde und nur in rastloser Thätigkeit fand er Zerstreuung und Trost. Schulen und Fabriken wurden auf seinen Gütern gegründet, Noth und Elend schwanden von sei-

nen Besitzungen, er sah sich nach wenig Jahren von frohen, dankbaren Menschen umgeben und sein großer, ererbter Reichthum nahm mächtig zu.

Je mehr Alfred es fühlte, wie er in dem Gelingen dieser Bestrebungen, in seinen dichterischen Erfolgen und vor Allem in dem fröhlichen Heranwachsen seines Sohnes alle Mittel zu dem vollkommensten Glücke besitze, um so mehr vermißte er in Caroline die gleichfühlende Gefährtin, die es mit ihm theilen sollte, um so größer ward die Entfernung, die ihn geistig von ihr trennte. Er suchte ihren Launen nachzugeben, ließ sie in ihrer Neigung für Luxus gewähren und lebte nur seinen Arbeiten und seinem Sohne, als wir ihn am Anfange unserer Erzählung kennen lernten.

Noch lebte die Erinnerung der letzten Streitigkeiten in Alfred's mißmuthiger Stimmung fort, als schon ein neues Unwetter an dem Ehehimmel heraufzog. Alfred hatte eine bestimmte Menge von Lebensmitteln festgesetzt, welche allwöchentlich an diejenigen Gutsinsassen vertheilt werden sollten, die durch Alter oder Krankheit zur Arbeit unfähig waren. Jahre lang hatte diese Maßregel ruhig fortbestanden, als jetzt plötzlich der Verwalter mit der Frage zu Alfred kam, wie er es künftig mit der Austheilung dieser Unterstützung zu halten habe, da er mit dem dazu bewilligten Quantum jetzt nicht mehr ausreichen könne.

Wie ist das möglich, rief Alfred, grade jetzt, wo der Gesundheitszustand bei dem schönen Wetter vortrefflich und alle Welt bei der Ernte beschäftigt ist? In dieser Zeit pflegte doch sonst die Nothwendigkeit der Unterstützung

sehr gering zu sein und die Sommermonate mußten den Winter übertragen helfen.

Gnädiger Herr! wendete der Verwalter ein, sonst hatten wir die wöchentlichen Sendungen ins Kloster nach Maria Gnad nicht zu machen.

Nach Maria Gnad? Ins Kloster? Was soll das heißen?

Ich meine die Lebensmittel aller Art, die ich auf Ihren Befehl seit einigen Wochen dorthinschaffe.

Alfred sah den Verwalter überrascht an und sagte dann, den Zusammenhang errathend: Ja so! — nun, ich will das überlegen. Ich werde Ihnen morgen den Bescheid geben, wenn Sie in der Frühe zu mir kommen.

Mit dieser Weisung empfahl sich der Verwalter und Alfred eilte zu seiner Frau. Hast du den Befehl gegeben, fragte er, daß man regelmäßige Lieferungen von Lebensmitteln nach Maria Gnad machen solle?

Ich sehe nicht ein, entgegnete Caroline, die gerade Antwort umgehend, weshalb du allein dir das Recht aneignest, Wohlthaten zu spenden; weshalb ich nicht Theil an den guten Werken haben soll, auf meine Weise?

Daß du nicht Theil daran nahmst auf vernünftige Weise, hat mich oft genug verdrossen! rief Alfred. Wie häufig habe ich dir gesagt, du könntest Wunder thun auf unsern Gütern, wenn du deinen Einfluß auf die Frauen der Leute verständig geltend machen wolltest. Du könntest mir die Hälfte der Arbeit abnehmen, die mir die Gewöhnung der Einwohner zu verständigem Gebrauch ihrer Mittel verursacht! Ich wollte dich so gern als die Schöpferin des Guten verehren lassen, das hier allmälig geschieht. Immer bist du mir mit kleinlicher Sparsamkeit, mit pietistischen Bedenken entgegengetreten; und nun befiehlst du, ohne mich zu fragen, plötzlich große Sendungen in das

Kloster, die meinen arbeitsamen Leuten entzogen werden, um drüben die faulen Mönche zu füttern!

Um von den frommen Herren an fromme, gottgefällige Christen vertheilt zu werden, die sich durch christlichen Wandel des Beistandes würdig machen, fiel ihm Caroline in das Wort. So lange du deine Leute in dem unkirchlichen Leben bestärkst, so lange du sie ermunterst, an den heiligen Tagen zu arbeiten und die Messe zu versäumen, so lange mag ich mit deiner Wohlthätigkeit nichts zu schaffen haben, die keinen Segen bringen wird, weil ihr der Segen des Himmels fehlt.

Immer das alte Einerlei! rief Alfred verdrießlich. Daß ich doch endlich die Mittel begreifen lernte, durch die alle Lehren der Pfaffen Eingang bei dir finden, während du bei meinen Vorstellungen, meinen dringendsten Bitten taub bleibst!

Warum bleibst du taub bei meiner flehentlichen Bitte, Felix, wenigstens im Christenthum, von dem würdigen jungen Manne unterrichten zu lassen, den Kaplan Ruhberg uns vorschlägt?

Weil ich nicht will, daß man den gesunden Verstand des Knaben mit unklaren Begriffen verdunkle; weil er ein tüchtiger, braver Mensch werden soll und kein Heuchler, wie Ruhberg und sein Gehilfe es sind. Ehe ich diesen jungen Mann in meinem Hause dulde, lieber —

Lieber? — fragte Caroline spöttisch.

Zwinge mich nicht, das Härteste zu sagen! rief Alfred, als der Diener erschien und den Besuch einer Baronin meldete.

Sehr willkommen! sagte Caroline und ging freundlich, als ob nichts Unangenehmes sie berührt hätte, der Dame entgegen, die gleich darauf eintrat, nachdem Alfred das Zimmer verlassen hatte.

Mit der Baronin zugleich kam Felix herein.

Sein glühendes Gesicht strahlte vor Freude und er wollte eilig durch das Zimmer laufen, als die Mutter, nachdem sie die Baronin begrüßt, ihn bei der Hand nahm und, ihn betrachtend, sagte: Aber um Gottes willen, Felix! wie siehst du aus? Wo hast du Schuhe und Strümpfe gelassen? Wie hast du deine Blouse zugerichtet!

Ich habe Ihren Sohn eine tüchtige Strecke vom Schlosse gefunden, bemerkte die Baronin, während sie dem verlegen schweigenden Knaben die Wange streichelte, und ich habe ihn in meinem Wagen hierher gebracht, da er es doch wol nicht sehr gewohnt ist, ohne Schuhe und Strümpfe zu gehen.

Der ganze Unmuth Carolinens, den der mit Streit Alfred in ihr erregt und zurückgelassen hatte, wendete sich nun gegen den Knaben. Was ist das wieder für ein gottloser Streich! rief sie heftig. Du machst mir nichts als Ver-

druß und Schande, du folgst nie! Sehen Sie, Beste, wie er aussieht! Du bist der ungerathenste Junge von der Welt!

Mama! sagte Felix leise, der arme Junge war so krank und so lahm, und sein kranker Fuß blutete ihm, da habe ich ihm nur meine Schuhe und Strümpfe gegeben und mein Geld, und ihn angefaßt und ihn nach Heindorf gebracht. Ich dachte, der Papa würde sagen, das sei gut.

Und i ch sage dir, du sollst deine Sachen nicht jedem Bettelbuben schenken und nicht barfuß umherlaufen wie ein Bauerjunge! Mache, daß du hinauskommst und lasse dich ankleiden, du ungerathenes Kind! — Damit schob sie den Knaben nach der Thüre, mit so unvorsichtiger Heftigkeit, daß er auf dem glatten Fußboden stolperte und gefallen wäre, hätte nicht Alfred ihn in seinen Armen aufgefangen, der hinzu-

eilte, als er die keifende Stimme Carolinens in dem Nebenzimmer hörte.

Alfred hieß die Baronin willkommen, aber Caroline unterbrach ihn: Da siehst du nun selbst die Folgen deiner genialen Erziehung an Felix! sagte sie. Fast eine Stunde vom Schlosse hat ihn die gute Baronin gefunden und ihn in dem saubern Aufzuge hierhergebracht. Hieltest du ihm den Lehrer, den ich dir heute wieder vorschlug, dann könnten solche Dinge nicht vorkommen.

Ich finde in der That nicht, daß der Knabe ein so großes Unrecht gethan hat, sagte Alfred. In der Umgegend umherzulaufen, haben wir ihm immer erlaubt, da er für seine Jahre selbständig und vernünftig ist; und daß er seine Schuhe aus Mitleid fortgab und eine halbe Stunde barfuß einherging, das wird ihm gar nichts schaden. Mag er doch sehen, wie es dem Armen zu Muthe ist.

Mich dünkt auch, meinte begütigend die Baronin, der dieser Auftritt sehr unangenehm sein mußte, Sie nehmen die Sache viel zu streng, liebste Reichenbach! Ihr Felix darf mehr noch als andere Knaben eine gewisse Ungebundenheit zeigen und seinen augenblicklichen Eingebungen folgen. Er ist ja der Sohn eines Dichters und seine Augen sehen aus, als ob viel von dem väterlichen Genius auf ihn übergegangen wäre.

Aber die versöhnenden Worte der Baronin brachten eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Caroline nahm es übel, daß sie ihr nicht beistimmte, daß, wie gewöhnlich, die Meinung der Fremden sich für Alfred entschied.

Wenn ich nur nicht dies ewige „ein Dichter!" hören müßte! rief sie in einem Tone, der scherzhaft klingen sollte, wärend er die äußerste Gereiztheit verrieth. Sie ahnen es nicht, wie unbequem solch eine poetische Natur im tägli-

chen Leben ist, wie die Umgebung von den sonderbarsten Einfällen, von der sträflichen Freigeisterei, von den Ueberspanntheiten leidet!

Du schmeichelst mir eben nicht, Caroline! unterbrach sie Alfred, und die Baronin bemerkte, man höre wohl, daß es nur ein Scherz sei, hinter dem sich ein neidenswerthes Glück verberge.

O, ich schmeichle und heuchle nie! rief Caroline, und zu beneiden bin ich auch nicht, glauben Sie mir das! Sie Alle werden durch die Poesien eines Dichters entzückt; aber während er dichtet, fällt alle Sorge für Haus und Hof, alle Noth mit der Erziehung, alle häusliche Plage auf die Frau, denn für solche Kleinigkeiten hat ein Dichter nicht Sinn und nicht Zeit. Kommt er dann aus dem Studirzimmer, so soll die poetische Welt auch im Leben ausgeführt werden; Alles, was nicht damit in Uebereinstimmung ist, heißt ungroßmüthig, kalt und kleinlich; ich kenne das. Wer weiß, ob

die Frau eines ganz schlichten Mannes tauschen würde, wenn sie wüßte, wie solch geniale Naturen im praktischen Leben erscheinen!

Caroline war so heftig erregt, daß ihre Stimme zitterte, und die Baronin, welche nicht wissen konnte, daß vor ihrer Ankunft ein lebhafter Streit stattgefunden hatte, war in der peinlichsten Verlegenheit. Alfred's Farbe wechselte während dieser Scene mehrmals schnell, doch versuchte er seinen Zorn niederzukämpfen und der Sache eine schicklichere Wendung zu geben. Mit erzwungenem Lächeln sagte er: Da sehen Sie, wie unsere kleine poetische Glorie bei näherer Betrachtung ein Feuer ist, das alles häusliche Glück verzehrt! Indeß ist es wol nicht so arg. Es wäre ja zu traurig, wenn Das, was unser Glück ist, zur Plage unserer Lieben würde. Meine Frau fällt mir ins Fach, sie dichtet und übertreibt dabei ein wenig.

Die Baronin ging auf diese Wendung ein, aber eine qualvolle Spannung der Einzelnen lähmte jede Unterhaltung. Alfred war verstimmt, Caroline blieb gereizt und bitter, und sobald als möglich entfernte sich die Baronin.

Alfred eilte auf sein Zimmer, nachdem er sie zu ihrem Wagen geleitet, und ging in stürmischer Bewegung umher, wie es seine Art war, wenn ein Ereigniß ihn schmerzlich beschäftigte. Mehrmals blieb er stehen, den Kopf gegen die Fensterscheiben gestützt, und sah sinnend in die Gegend hinaus. Dann setzte er die frühere Bewegung wieder fort, ging an die Thür, um die Glocke zu ziehen, aber plötzlich zögernd ließ er die Schnur aus der Hand entgleiten, trat zurück und warf sich in den Sessel, der vor seinem Schreibtische stand.

Hier saß er, in Gedanken verloren, lange Zeit, bis er sich plötzlich aufraffte, die Klingel zog, dem Diener befahl, Frau von Reichenbach

zu ihm zu bitten, und dann, sie erwartend, aufs neue in tiefes Nachdenken versank.

Carolinens Erscheinen machte ihn erbleichen. Du hast mich rufen lassen, was willst du von mir? fragte sie.

Habe die Güte, dich zu mir zu setzen, bat Alfred.

Die äußere Ruhe ihres Mannes bei sichtlicher innerer Erregtheit, erschreckte Caroline, und theils, um sich Muth zu machen, theils auch ihr früheres Betragen bereuend, rief sie: Um Gottes willen, lieber Alfred, nur keine Ermahnung, sage schnell, was du willst.

Dabei legte sie ihren Arm um seinen Nacken und neigte sich zu ihm, als ob sie ihn küssen wollte. Alfred aber schob sie leise zurück und sagte ernst: Die Zeiten sind vorüber, in denen eine Liebkosung mich mit deinen Fehlern versöhnte. Ich bin es müde, mich und den Knaben von dir tyrannisiren zu lassen, ich bin es

müde, jeden Freudenbecher, den das Leben mir bietet, durch dich in Wermuth verwandeln zu sehen. Wir werden uns trennen!

Caroline sah ihn bestürzt an. Alfred's Ernst ließ sie das Schlimmste fürchten, aber sie wünschte von Herzen sich zu täuschen und sagte lächelnd: Du spielst wol ein Kapitel aus deinem neuen Romane? Das klingt sehr traurig.

Es ist das entscheidende Kapitel unseres Ehestandes.

Und was bringt dich gerade heute darauf?

Die Ungerechtigkeit, die Härte, welche du heute wieder gegen Felix und gegen mich begangen hast. Sage selbst, was hatte ich dir gethan? Warum hast du das Kind gestoßen und so hart gescholten?

Weil er wieder wie ein Bauerjunge mit zerrissenen Kleidern nach Hause kam, weil er gar nicht mehr zu bändigen ist, sagte Caroline, den ersten Theil der Frage umgehend. Aber

das sind die Folgen deiner ewigen Lehren von der allgemeinen Gleichheit der Menschen, von der wahren Barmherzigkeit. Nun siehst du selbst, wohin das führt. So mitten unter allem Gesindel läßt kein Edelmann seine Kinder aufwachsen, so verkennt Niemand als du, was er seiner Stellung schuldig ist.

Caroline! das sagst du mir?

O! du brauchst mich nicht zu erinnern, daß ich dir eine glänzendere Stellung verdanke, als ich sie zu Hause gehabt; ich weiß wohl, daß es dich oft genug gereut hat, die arme Registratorstochter geheirathet zu haben. Obgleich mein Vater so gut ein Edelmann war als du, hast du dich meiner immer geschämt.

Caroline! das sagst du mir? fragte Alfred nochmals. Dann nahm er sie bei der Hand, führte sie zu dem Sopha, setzte sich neben sie und sagte mit befehlendem Ernst: Jetzt unterbrich mich einmal nicht, Caroline! —

Ja! ich habe mich deiner oft geschämt, aber nicht um deines armen, wackern Vaters willen, den ich hochgeschätzt, wie alles Tüchtige, das weißt du wohl. Ich habe mich deiner geschämt, wenn du in ungezügelter Heftigkeit den Unfrieden unserer traurigen Ehe fremden Blicken preisgabst, wie heute, wenn du in blinder Eifersucht dich und mich dem Spotte unserer Bekannten aussetztest.

Weiß es nicht längst alle Welt, daß du und ich nie gleicher Ansicht sind? Wo steckt das große Verbrechen, daß ich dies heute halb im Scherze der Baronin sagte und Felix einen Verweis gab, den er reichlich verdient hat. Das thut jede Mutter; das thäten deine geistreichen Berlinerinnen auch, die dir den Kopf verdrehten mit ihrer Anbetung, als wir dort waren. Das hätte auch deine Gräfin Therese gethan, die dir vor unserer Verheirathung wie ein Ideal erschien, im Gegensatz zu mir, und

deren Bruder dich zu allen deinen poetischen Thorheiten verleitete.

Alfred bebte und seine Hand ballte sich krampfhaft zusammen, doch sagte er ruhig: Therese Brand, die du vermuthlich meinst, war eben so wenig Gräfin als du, aber eine schöne Natur, die mit lebhaftem Gefühl die Dichtungen begriff, welche ich dir aus vollem Herzen weihte und die du nicht empfandest. Daß ihr Bruder Julian mich zum Drucke jener Gedichte überredete, war keine Thorheit; aber von dem Allen ist jetzt nicht die Rede —

Und hat er dich nicht beschwatzen wollen, mit mir zu brechen? Habe ich nicht selbst den Brief gelesen, als du einmal deine Brieftasche bei uns hast liegen lassen? Er meinte, wir paßten nicht für einander, du seist zu jung zum Heirathen, du solltest mich aufgeben, mir eine reiche Mitgift aussetzen, damit ich bald einen andern Mann fände. Daran hätte es mir ohne

das nie gefehlt und es wäre vielleicht besser für mich gewesen.

Alfred entgegnete keine Sylbe, seine Frau verletzte ihn zu tief. Es entstand eine lange Stille. Caroline fand nicht den Muth, das Schweigen zu brechen, das drückend auf ihr lastete. Endlich that es Alfred.

Nach dieser Aeußerung, Caroline! sagte er, und nach den Vorgängen der letzten Tage und Stunden, hoffe ich bei dir auf keine Einwendungen zu stoßen, wenn ich dir mittheile, was ich für uns beschlossen habe. Ich gehe noch heute nach Berlin, werde dort bleiben und Felix, dessen Erziehung dies ohnehin erheischt, nachkommen lassen. Du magst über deine Zukunft bestimmen, dich einrichten, wie es dir wünschenswerth scheint, nur nach Berlin komme fürs Erste nicht. Darum bitte ich dich, es würde uns die nothwendige Trennung erschweren.

Alfred! schrie Caroline im Tone des wahr-

sten Schmerzes, du willst mich verlassen? Habe ich dir je Anlaß gegeben, an meiner Liebe zu zweifeln? Bin ich dir nicht stets ein treues Weib gewesen?

Erniedrige dich nicht durch solch ein Lob! Was frommte Treue, was galt Liebe, wo jeder Tag, jede Stunde mir Leid gebracht hat! Wir sind unglücklich gewesen durch einander, so wollen wir uns trennen, wenn nicht Glück, doch Ruhe und Frieden zu finden; um Felix dem übeln Einflusse zu entziehen, den unser Unglück auf ihn ausüben muß, je mehr er es begreifen lernt.

Alfred! bat Caroline weinend und warf sich an die Brust ihres Mannes, Alfred! ich bin die Mutter deines Kindes! Um unsers Felix willen vergib und bleibe!

Der aber machte sich sanft von ihr los und antwortete mit Thränen in den Augen: Ist es das Erste Mal, daß solche Auftritte zwischen uns

vorfallen? Ich weiß, du liebst mich und Felix, du bist nicht böse, aber wie oft hast du mir schon gelobt, dich zu ändern? Wie oft hast du mir versprochen, deine Heftigkeit zu überwinden, dich von Ruhberg loszusagen, meinen Ansichten, meinen Wünschen Gehör zu geben, wie ich es stets mit den deinen that? Ist es je anders geworden?

Caroline schwieg, getroffen von der Wahrheit in den Worten ihres Mannes und dieser fuhr fort: Glaubst du, daß mir nicht das Herz blutet, jetzt, da ich von dir scheide? Mit wie viel gutem Willen, mit wie redlichen Vorsätzen führte ich dich in mein Haus! — Vielleicht war es unrecht, daß ich es that, obgleich ich fühlte, daß Manches störend zwischen uns lag. Ich habe vielleicht zu viel von dir verlangt; verlangt, was du nicht zu bieten hattest und du wärst glücklicher mit jedem andern Manne

geworden, wie du vorhin sagtest — das könnte sein und das wäre sehr hart!

Eine neue Pause entstand. Caroline weinte laut, Alfred ging wieder im Zimmer umher, blieb endlich vor seiner Frau stehen und sagte mit gepreßter Stimme: Der Verwalter hat meine Befehle für die nächste Zeit. Felix werde ich nicht sehen in diesem schweren Moment, sei nicht zu streng gegen ihn. Dann schritt er der Thüre zu, kehrte zurück, bot seiner Frau die Hand und sprach: Vergib mir, Caroline! wenn du so viel gelitten hast als ich, und versuche es glücklicher zu werden.

Eilig verließ er das Zimmer, sein harrender Kammerdiener warf ihm den Mantel über, er stieg in den Wagen, seine muthigen Pferde brachten ihn schnell zu der nächsten Poststation, von der er mit Postpferden nach der Residenz fahren wollte.

Caroline blieb betäubt zurück; dann holte

sie ihren Sohn, den sie mit Zärtlichkeit überhäufte. Auf seine Fragen, ob Papa ausgefahren sei, ob er bald wiederkomme, antwortete sie bejahend, denn sie glaubte an die baldige Rückkehr ihres Mannes, weil sie sein tiefes Gefühl kannte und nicht so schwer durch ihre unglückliche Ehe gelitten hatte, als Alfred.

Die ganze Nacht fuhr Alfred rasch vorwärts. Er konnte nicht schlafen, denn sein Gemüth war zu aufgeregt durch die Trennung von Caroline; all sein Denken wendete sich der Heimat zu. Er sah seine Frau weinen, Felix nach dem Vater verlangen, das kleine Arbeitscabinet leer. Eine unbeschreibliche Wehmuth überfiel ihn, und wieder und immer wieder gedachte er prüfend der letzten Jahre, um sich zu überzeugen, daß der Schritt nothwendig, ja unerläß-

lich gewesen sei, den er am Abende gethan hatte.

Diese Ueberzeugung beruhigte ihn allmälig, so daß er mit Heiterkeit und mit einem Gefühl von Freiheit in die Natur hinausblickte, als ein frischer Wind seine Stirne kühlte und der junge Morgen die Erde beleuchtete. Es war ihm, wie in jenen Tagen erster Jugend, in denen man bei jedem Schritte aus dem gewohnten Kreise besondere Begebenheiten erwartet und Abenteuer träumt; und wirklich bereitete sich, während er über sich lächelte, ein ganz artiges Ereigniß für ihn vor.

Eine halbe Stunde näher zur Residenz fuhr ebenfalls ein eleganter, von Postpferden gezogener Reisewagen auf der Chaussee. Die Fenster desselben waren geschlossen, Postillon und Diener schliefen fest und die Pferde gingen ruhig den oft gemachten Weg. Plötzlich, als die Straße sich senkte, trat das eine Pferd über die

Deichsel und fiel nieder. Das erweckte den Postillon, er zerrte an den Zügeln, um das Thier zum Aufstehen zu bewegen, das sich in vergeblichen Bestrebungen hin und her warf. Man hörte ein leises Knacken und der Postillon erklärte fluchend dem indeß erwachten und abgestiegenen Diener, daß die Deichsel zerbrochen sei.

Da fielen zu beiden Seiten des Wagens die Fenster nieder und aus jedem sah ein Frauenkopf hervor. Während aber die eine Dame verwirrte Fragen an den Postillon richtete, befahl die andere, ihr den Wagenschlag zu öffnen, und stieg aus. Sie überzeugte sich bald von der Unmöglichkeit, den Wagen zur Weiterreise herzustellen, erfuhr, daß man etwa in der Mitte der Station, also eine Meile von den beiden nächsten Posthäusern entfernt sei, und faßte den Entschluß, in Begleitung des Dieners

bis in das nächste Dorf zu gehen und nachzufragen, wie man sich dort helfen könne.

Während dessen hatte sich die andere Dame ganz ruhig in die Wagenecke zurückgelehnt und schien wirklich noch zu schlummern, als Therese, so hieß die Ausgestiegene, ihr zurief: Nun, Eva! ermuntere dich, wir wollen uns auf den Weg machen!

Auf den Weg? — Gehen? -- fragte Eva, wir Beide allein, hier in der fremden Gegend, das ist ja unmöglich!

Der Wille ihrer Freundin mußte aber wol bestimmenden Einfluß auf sie haben, denn trotz ihrer Einwendungen schickte sie sich an, den Wagen zu verlassen, nachdem sie sich fest in den rothen Plaidmantel gehüllt, die seidene Capotte aufgesetzt und sich überzeugt hatte, daß das Spitzenhäubchen nicht vom Schlafe gelitten. Therese ließ darauf den Wagen schließen, befahl dem Postillon zur Bewachung desselben

zurückzubleiben und schritt dann fröhlich in Eva's und des Dieners Begleitung vorwärts.

Sie schien mit rechter Wonne des schönen Morgens zu genießen, während Eva über den Thau, über Ermüdung und tausend andere Unbequemlichkeiten klagte und endlich ganz vergnügt ausrief: Ach Gott sei Dank! da höre ich ein Posthorn, da kommt gewiß die Schnellpost und wir können mitfahren.

Es fragt sich, ob Plätze für uns frei sein werden, wendete Therese ein.

Nun, wenn die Post voll ist, so sind doch gewiß auch Herren darin, die uns ihre Plätze abtreten. So ungalant wird doch kein Mann sein, daß er in dem großen Kasten vorüberfährt und uns auf der staubigen Chaussee umherlaufen läßt.

Schnellpostreisende pflegen Eile zu haben, entgegnete Therese, und kein Gewerbe von ritterlicher Galanterie zu machen. Zudem scheint

mir das nicht das Signal der Schnellpost, sondern das einer Extrapost zu sein, und damit werden deine Hoffnungen noch unsicherer.

Das wäre schrecklich, ich bin so müde von dem Fahren in der Nacht. Ich kann nicht so weit gehen, klagte Eva, von der plötzlichen Heiterkeit wieder in die frühere Verstimmung versinkend.

Therese bot der Freundin den Arm, die ihn schweigend annahm, und sie gingen vorwärts, als das Posthorn abermals und ganz in ihrer Nähe ertönte. Alfred's Wagen hielt vor ihnen, er stieg aus und begrüßte sie.

Ich habe Ihren Wagen auf dem Wege liegen gefunden, sagte er, und von dem Postillon gehört, daß Sie, meine Damen, mit mir dasselbe Ziel verfolgen. Wollen Sie mir die Ehre erzeigen, meinen Wagen zu benutzen?

Sie sind sehr liebenswürdig, sagte Eva.

Sie haben aber nur für zwei Personen Platz

in Ihrer Kalesche, was wird aus Ihnen? fragte Therese.

Ich werde mich neben den Postillon setzen, mein Diener mag mit dem Ihrigen uns bis in das nächste Dorf zu Fuß nachkommen. Es würde mir eine Freude sein, Ihnen zu dienen. Mein Name ist von Reichenbach.

Dieser Name schien Therese freudig zu überraschen. Sie sah Alfred schweigend einen Augenblick an und sagte dann: Wie wäre es, wenn wir Alle bis in das nächste Dorf gingen, dessen Thurm wir ja schon deutlich sehen? In der großen Stadt wird uns kein so frischer Morgen zu Theil werden. Finden wir im Dorfe nicht die Möglichkeit, weiter zu kommen, ohne Herrn von Reichenbach zu geniren, so wollen wir dankbar seinen Wagen bis zur nächsten Station annehmen. Plötzlich, sich an Eva's Klagen erinnernd, fragte sie diese: Aber du

möchtest wol lieber gleich einsteigen, Eva? Du warst ermüdet.

Ich? Nicht im geringsten! antwortete diese ganz fröhlich und munter, und in Reichenbach's Begleitung machte man sich auf den Weg.

Neben den Damen einhergehend, hatte Alfred Gelegenheit, sie näher zu betrachten. Therese war groß und schlank, aber nichts weniger als schön. Weiches blondes Haar umgab in breiten Flechten eine edle Stirn, die mit großen, dunkeln Augen dem Gesicht einen anziehenden Charakter gab. Ihr Teint war zart aber farblos. Sie mochte fast dreißig Jahre alt sein und sah ruhig und verständig aus. Ihre sehr einfache Kleidung paßte ganz zu ihrer Erscheinung und fiel deshalb nicht als etwas Besonderes auf. Alfred war gewiß, eine Frau aus den höhern Ständen in ihr zu sehen, denn in ihrem Betragen gegen ihre jüngere Freundin lag das

sichere Bewußtsein einer Selbständigkeit, die dieser zum Schutze diente.

Eva war sehr klein und das rosigste Bild der Jugend. Noch heller blond als Therese, hatte sie die schönsten blauen Augen, die übermüthig froh in die Welt blickten. Ihre kleine Stumpfnase, die üppigen Lippen waren nicht gerade regelmäßig schön, aber das ganze Gesicht so voll blühenden Lebens, daß man es, mit den tiefen Grübchen in Wange und Kinn, höchst reizend finden mußte.

Auch war die muntere Eva es, die zuerst eine Unterhaltung begann. Es bleibt immer ein mislich Ding, sagte sie, wenn Frauen allein reisen. Wie leicht geschieht ein Unfall und dann steht man hilflos da.

Und doch warst du es gerade, die sich sehr darauf freute, ohne männliche Begleitung zu sein, die sogar mit der Schnellpost und ohne Diener reisen wollte, entgegnete Therese.

O! das war nur ein Einfall, eine Laune, weil mein Mann immer behauptete, Damen könnten nicht gut allein reisen.

Ihr Mann? fragte Alfred verwundert, der sie für ein Mädchen gehalten hatte.

Mein verstorbener Mann, ich bin Witwe! erklärte Eva mit so viel Wehmuth und Würde, als sie in sich erzwingen konnte. Sie sah dabei aber so schalkhaft aus, daß Alfred und Therese über sie lächelten.

Sie haben, nahm die Letztere das Wort, uns Ihren Beistand angeboten, dessen wir wol bedürfen werden; deshalb müssen Sie erfahren, wer wir sind. Meine Freundin ist Frau von Barnfeld, die Witwe des Majors von Barnfeld, und ich — sie hielt inne, sah Alfred freundlich an und fragte: Erinnern Sie sich nicht, ein Fräulein von Brand gekannt zu haben?

Therese, Therese von Brand! rief Alfred lebhaft. Darum war mir Ihre Erscheinung so

lieb und vertraut. Es ist mir unerklärlich, daß ich Sie nicht gleich erkannte; mir war der Ausdruck Ihrer Augen ganz deutlich in der Seele geblieben.

Ich erkannte Sie gleich, sagte Therese, indem sie dem alten Freunde die Hand bot, obgleich wir uns mehr als zehn Jahre nicht gesehen haben. So lange ist es wol her, daß wir uns in Berlin trennten.

Gewiß, antwortete er. Als ich drei Jahre später dorthin zurückkehrte, war Ihre verehrte Mutter schon gestorben, Julian an den Rhein versetzt und Sie ihm gefolgt. Nun hoffe ich ihn in Berlin zu finden.

Er ist augenblicklich nicht dort. Julian hat diesen Sommer eine große Reise gemacht, von der er in diesen Tagen heimkehren soll. Deshalb habe ich Frau von Barnfeld überredet, mit mir aus dem Seebade auch etwas früher nach Berlin zu gehen, damit Julian mich, wann er

kommt, schon wieder ganz häuslich eingerichtet findet.

Von beiden Seiten freute man sich des unerwarteten Begegnens. Fragen und Antworten folgten einander schnell. Man hat gar so viel nachzuholen, wenn man lange getrennt gewesen ist. Therese fragte, was Alfred nach Berlin führe, ob er lange dort verweilen werde? Er antwortete, daß sein Sohn in dem Alter sei, in dem Schulbesuch für ihn zum Bedürfniß werde, und daß die Erziehung seines Knaben es ihm wünschenswerth mache, künftig in Berlin zu leben!

Das ist schön, Herr von Reichenbach, das wird Julian sehr glücklich machen, sagte Therese. Hoffentlich kehrt die schöne Zeit wieder, in der wir uns zuerst Ihrer Arbeiten erfreuen durften. Ich war freilich damals kein zuverlässiger Richter, bin es auch jetzt nicht, doch machte es mir

große Freude, wenn Sie mich fragten: Ist es so gut?

Und Sie haben mir immer den rechten Weg gewiesen, weil Ihr angeborner Schönheitssinn immer das Wahre und Schöne herausfand. Es war mit die glücklichste Zeit meines Lebens und ich habe nie mit größerer Lust neue Arbeiten gelesen, als vor Ihrer Mutter, vor Ihnen und vor Julian. Wir haben recht frohe Stunden miteinander verlebt, sagte Alfred freundlich.

Bis dahin hörte Eva ruhig zu, dann aber ertrug sie es nicht länger, untheilnehmend bei einer Unterhaltung sein zu müssen, und rief: O, bitte! kommen Sie ein wenig aus der alten Vergangenheit in die Gegenwart, zu der ich auch gehöre. Ich möchte Ihnen danken, Herr von Reichenbach, für den Genuß, den mir Ihre Werke gewährt haben. Mir ist, obgleich ich Sie nie vorher sah, als ob ich in Ihnen auch einen alten Bekannten wiederfände.

Das ist das Schöne in dem Leben eines Dichters, daß er sich Freunde erwirbt in weitester Ferne, wenn es ihm gelingt jene Saiten zu berühren, die in jeder Brust widerklingen. Wir senden die Empfindungen unseres tiefsten Innern als Gruß der Menschheit zu und sie beantwortet ihn mit offnem Herzen, mit freundlichem Willkommen, wie Sie, meine gnädigste Frau! Das ist eine große Freude, haben Sie Dank dafür, sagte Alfred.

Bald darauf erreichte man das Dorf, fand, wie man es erwartet hatte, kein genügendes Fuhrwerk und fügte sich mit guter Art in Alfred's Anerbieten. Die Diener beider Herrschaften blieben zurück; man legte ein drittes Pferd vor die Kalesche, das der Postillon bestieg, die Damen nahmen die Plätze in der Kalesche, Alfred den Kutschersitz ein. Das Ungewohnte der Lage stimmte die drei Reisenden sehr heiter. Unter Scherzen mancher Art erreichte man die

Station und ließ sich von Alfred überreden, in derselben Weise seine Begleitung nach Berlin anzunehmen, das nur noch ein paar Stationen entfernt war.

Als die Damen einige Stunden mit Alfred zusammengewesen waren und abwechselnd mit ihm und untereinander geplaudert hatten, sagte Eva zu ihrer Freundin: Mir ist selten ein liebenswürdigerer Mann vorgekommen, als es Reichenbach zu sein scheint; selbst dein Bruder ist nicht so angenehm.

Bist du schon wieder wankelmüthig? fragte Therese neckend. Gestern erklärtest du mir, Julian sei, trotz seiner Häßlichkeit, der liebenswürdigste Mann von der Welt.

Daß Julian häßlich ist, das schadet nichts, sagte Eva lebhaft, ich liebe ihn dennoch. Er ist so geistreich, so liebenswürdig, so herablassend — — Siehst du, das ist es, das ist das Schlimme! rief sie, sich plötzlich unterbre-

chend. Julian ist oft so gut, daß man sich ganz sorglos ihm gegenüber gehen läßt. Er gibt sich jedem Scherz, jeder Persönlichkeit hin, aber er thut es, wie Jemand, der sich aus Gnade dazu herabläßt. Während er ganz freundlich ist, zucken plötzlich seine Lippen, er kann den innern Spott nicht mehr verbergen, er lacht über die Andern und über seine Herablassung und dann ist er mir unerträglich.

Du solltest ihm das einmal sagen, liebe Eva!

Ich habe ihm das oft gesagt, als ich ihn kennen lernte und er sein Vetterrecht benutzte, mich häufig zu besuchen. Ich mußte mir Muth gegen euch schaffen, ich hatte kindische Furcht vor Julian's Spott und vor deiner Ruhe. Ich konnte nicht begreifen, warum meine selige Mutter, als auch sie mir starb, durchaus verlangte, daß ich in deiner Nähe leben und Julian der Verwalter meines Vermögens werden

sollte. Jetzt freilich weiß ich, daß du mein guter Engel bist, Teresina! — schloß sie, der Freundin die Hand bietend, die sie herzlich drückte.

In dem Augenblick wendete Alfred sich um und machte seine Schützlinge darauf aufmerksam, daß man die Stadt sähe. Therese, die wie Alfred ein sehr scharfes Auge hatte, entdeckte gleich ihm die Thürme am Horizonte. Die kurzsichtige Eva nahm ihr Glas zu Hilfe und klagte dann: Es ist ein Unglück, daß ich so klein bin, der große Kutschersitz raubt mir die Aussicht. Ich bin der ländlichen Freuden längst satt gewesen, ich denke mit Wonne an Berlin und nun kann ich es nicht sehen.

Alfred, um sie zufrieden zu stellen, bot ihr seine Hände, sich daran zu erheben und festzuhalten, falls sie aufstehen wollte. Das nahm

sie an und wußte sich vor Freude nicht zu lassen, als auch sie die Stadt erblickte.

Ach, Therese, rief sie, mir ist unglaublich froh zu Sinne! Als ob uns jetzt lauter Liebes und Gutes in Berlin begegnen müßte und ganz Unerhörtes obenein. Ich habe noch nie einen Winter in Berlin verlebt, ich denke mir diese Bälle, Feste und Concerte gar zu prächtig! Ich wollte nur, die Bäume wären nicht mehr so schrecklich grün und der Winter schon da!

Sie Glückliche! sagte Alfred und es war Eva, als ob er ihre Hände leise in den seinen drückte. Wer so wie Sie nur Freude erwartet und Feste träumt, dem muß das Leben seine rosigste Seite gezeigt haben. Möge es immer so bleiben!

Und Sie erwarten nichts? fragte sie ihn.

Ich erwarte das Leben zu finden, wie es ist. Ernst mit gebieterischen Anforderungen, mit viel Leid und Elend, viel Jammer und



Schlechtheit und doch voll Freude und voll Großem und Erhabenem.

Eva sah ihn befremdet an. Dann setzte sie sich nieder und versank schweigend in Nachdenken, bis man die Stadtmauer erreichte. Alfred fuhr Therese erst nach ihrer Behausung in der Wilhelmsstraße, dann ging es nach Eva's Wohnung unter den Linden. Mit Freude hörte Eva, daß Alfred ganz in ihrer Nähe wohnen werde. Er mußte versprechen, sie gleich am nächsten Morgen zu besuchen, und man trennte sich herzlich, wie alte Bekannte, weil die gemeinsame Reise die Fremden einander näher gebracht und über manche Förmlichkeiten fortgeholfen hatte.

Am nächsten Morgen ließ sich Alfred bei Frau von Barnfeld melden. Er fand sie in einem Zimmer, das nach den Forderungen der Mode auf das glänzendste eingerichtet, voll

von gepolsterten Sophas und Sesseln und so mit Bildern, Kleinigkeiten, Blumen und Epheuwänden überfüllt war, daß es dem Spielzeugschränkchen eines verwöhnten Kindes glich.

Eva selbst lag in weißem, mit rosa Bändern geziertem Negligée auf einem dunkelgrünen Plüschsopha, das von einer Epheulaube beschattet war. Unwillkürlich mußte Alfred lächeln. Sie sah aus wie jene Wachspüppchen, die man in Nuß- oder Eierschalen verbirgt, und die uns, wenn wir die Hülle öffnen, aus grünem Blätternetz rosig entgegenlächeln.

Bei Alfred's Eintritt richtete sie sich ein wenig empor und sagte: Ich weiß wohl, Herr von Reichenbach, daß ich Sie, als einen neuen, werthen Gast mit mehr Form empfangen müßte; ich bin aber müde von der Reise und so froh, mich auf einem ordentlichen Sopha von den ländlichen Divans des Seebades zu erholen, daß Sie Nachsicht haben müssen.

Alfred bat sie, sich nicht stören zu lassen. Eine bejahrte Frau, die im Zimmer mit weiblicher Arbeit beschäftigt war, rückte ihm einen Sessel zurecht und, nachdem er Platz genommen, fragte ihn Eva: Wissen Sie es denn schon, daß der Präsident von Brand auch gestern und noch früher angekommen ist als wir? Therese hat es mir heute sagen lassen. Damit ist ihr nun die Freude verloren gegangen, den Bruder zu überraschen.

So darf ich vielleicht hoffen, ihn bald bei Ihnen zu sehen? fragte Reichenbach.

Wo denken Sie hin! rief Eva. Julian schon am ersten Morgen seiner Ankunft bei mir? Mit nichten! Da kommt erst das parfümirte Bad, ein langes Frühstück, eine lange Freude mit der Schwester, die er anbetet, und dann die Aktenrevision und dann die — — nun! davon spricht man nicht, so sehr sie auch zu des Präsidenten Leben gehört. Erst spät am Abend komme ich.

die Brocken seines Geistes, die nach der Tagesarbeit übrigbleiben, die wirft er mir dann im Vorübergehen zu und denkt: für die Eva ist es eben noch genug.

Erstaunt betrachtete Alfred die reizende Frau. Es schien, als ob sie scherze, und doch lag eine Bitterkeit in dem Ton ihrer Stimme, die ihm auffiel, sodaß er begütigend sagte: Der glückliche Freund! wenn Sie ihn ahnen ließen, daß Sie ihn gern früher wiedersehen würden, wie müßte er eilen Ihren Wunsch zu erfüllen.

Glauben Sie das nicht. Er ist ja mein Vetter und das Prädikat ist ein genügender Grund für jedes Betragen. Ein junger Mann macht einem Mädchen leidenschaftlich den Hof und man findet die Auszeichnung in der Ordnung, denn es ist ja ihr Vetter. Ein Anderer ist rücksichtslos, beleidigend gegen eine Dame und wieder sagt man entschuldigend: mit einem

Vetter nimmt man es nicht so genau. Ich wollte, es gäbe keine Vettern in der Welt.

Aber Julian ist als Bruder so liebenswürdig, daß —

Eben! Das verschlimmert ihn noch als Vetter! unterbrach ihn Eva. Liebe Werner, befahl sie dann der arbeitenden Frau, lassen Sie das Frühstück bringen.

Frau Werner ging hinaus, den Befehl zu vollziehen, und Eva sagte zu Alfred: Sie kennen ja den Präsidenten, da kann man offener gegen Sie sprechen. Auch sagte ich Ihnen gleich gestern, Sie kommen mir nicht wie ein Fremder vor. Sie sind mir durch Ihre Schriften, durch Julian's und Theresens Erzählungen wie ein alter Bekannter und Freund. Wollen Sie mir das sein?

Alfred's Verwunderung stieg mehr und mehr; aber Eva war so hübsch, daß er dankbar die angebotene Freundschaft annahm und den neuen

Bund mit einem Kuß auf die kleine Hand besiegelte, die Eva ihm reichte.

Ich habe schon lange gewünscht, Jemanden zu finden, dem ich mittheilen könnte, was mir das Herz bedrückt, meinte Eva. Glauben Sie mir, Herr von Reichenbach, Julian und Therese machen sich unglücklich. Es ist wahr, Julian betet Therese an. Er liebt sie wie ein Bruder und wie ein Vater zugleich. Diese Liebe ist aber der Grund, daß Therese nicht die Nothwendigkeit begreift, sich zu verheirathen, wozu es hohe Zeit wäre, denn Therese muß fast dreißig Jahre alt sein. Andrerseits hält ihre Anwesenheit im Hause auch Julian vom Heirathen ab und — eine Frau darf das wol sagen — dadurch kommt er zu solchen Verbindungen, wie die mit der Harkourt, durch die er sich zum Stadtgespräche macht. Das thut mir weh und macht gewiß auch der Schwester Kummer, obgleich sie nie darüber spricht. Da-

gegen sollen Sie Rath schaffen, Herr von Reichenbach, das sollen Sie ändern.

Da schrie der Papagei, der während des Sprechens von seiner Stange herab und auf Eva's Schulter gestiegen war, sein: Eva! Eva! Die Kanarienvögel schmetterten dazwischen und das Wachtelhündchen, das bis dahin ruhig zu den Füßen seiner Herrin gelegen, verlangte durch tausend Liebkosungen Aufmerksamkeit. Eva ward plötzlich von ihrer ernsten Unterhaltung abgezogen, das Frühstück erschien, sie machte mit großer Zierlichkeit Alfred's Wirthin, theilte mit Coco und dem Hündchen ihr Bisquit, trieb tausend Possen und hatte ihre beglückenden Absichten für Julian und Therese ganz vergessen.

Bald darauf empfahl sich Alfred, von Eva mit vielen unwesentlichen Bestellungen für Therese beauftragt. Als er nun allein den Weg zur Wohnung seines alten Freundes antrat, dachte er an das eben Erlebte zurück und ver-

mochte sich Eva's Wesen nicht zu erklären, wenn er nicht annahm, daß sie, sich selbst unbewußt, eine Leidenschaft für den Präsidenten nähre, der nach ihren Schilderungen noch ganz der alte Epikuräer sein mußte.

So reizend Eva war, so hatte doch Alfred sich unbehaglich bei ihr gefühlt. Das Geräusch, das von der Straße heraufönte, erhöht durch die Unruhe der Thiere und Eva's unstätes Wesen selbst, hatten ihm einen peinlichen Eindruck gemacht. Um so erquickender erschien ihm die tiefe Stille und Ruhe im Hause des Präsidenten, als er es erreicht hatte.

Er fand Therese allein in großen, räumlichen Zimmern, die nach einem Garten hinauslagen. Es war nichts Ueberflüssiges, keine Modespielereien in dem Gemache, aber es fehlte auch Nichts, das wahrer Behaglichkeit förderlich sein konnte. Die Thüren zwischen den Zimmern waren geöffnet, so auch ein paar von

Vorhängen beschattete Fenster. Einzelne prächtige Kupferstiche zierten die Wände, exotische Pflanzen einen Balkon, der aus dem Zimmer in den Garten führte.

Therese war mit dem Ordnen verschiedener Gegenstände beschäftigt, die während ihrer Abwesenheit von der gewohnten Stelle genommen sein mochten. Sie empfing den Freund heiter, aber doch mit mehr Zurückhaltung, als sie ihm am vorigen Tage auf der Reise gezeigt. Alfred beklagte sich darüber und Therese sagte: Denken Sie nur, Herr von Reichenbach! welch lange Reihe von Jahren zwischen unserer ersten Bekanntschaft und unserm Wiedersehen liegt. Da bildet sich viel an dem Menschen aus, Eigenschaften und Fehler mancher Art, man wird ein ganz Anderer. So kann es leicht auch uns geschehen sein; darum wollen wir uns nicht blind in ein ganz neues Verhältniß stürzen, sondern

es der Zeit überlassen, das alte Zutrauen herzustellen, das sich gewiß bald finden wird.

Alfred misfiel diese Aeußerung. Ich will nicht fürchten, sagte er, daß Sie eine Andere geworden sind, denn Sie waren gut. Ich bin ganz der Alte geblieben und brachte Ihnen und Julian die alte, feste Neigung entgegen. Es wäre traurig, wenn auch er der Zeit bedürfte, den Freund wiederzuerkennen.

Indem trat Julian ins Zimmer und die Herzlichkeit, mit der er Alfred bewillkommte, verscheuchte jeden Zweifel desselben. Die Freunde mußten sich viel zu sagen haben, deshalb entfernte sich Therese unter dem Vorwande häuslicher Geschäfte.

So fanden Julian und Alfred sich nach vieljähriger Trennung zuerst wieder allein. Es konnte kaum eine größere Verschiedenheit geben, als das Aeußere dieser beiden Männer darbot. Alfred hatte die edeln, regelmäßigen Züge, die

man oft bei den alten Familien des deutschen Adels findet. Eine schöne, kräftige Gestalt über Mittelgröße und dunkelblaue Augen bei reichem, dunklem Haar, das mit einem üppigen Bartwuchs sein Gesicht umgab, machten ihn zu einer eben so anziehenden, als schönen Erscheinung. Er sah jung aus, wenngleich leichte Falten auf der Stirne von tiefem Denken und langer geistiger Thätigkeit zeugten.

Julian hingegen war, wie es Therese und Eva bereits gesagt, entschieden häßlich. Sehr groß und mager, trug er sich ein wenig gebückt. Schwarzes, schon mit Grau gemischtes Haar fiel auf eine sehr edle, hohe Stirn herab, unter der große schwarze Augen geistreich hervorblickten, obgleich eine Brille ihr Feuer mäßigte. Starke Backenknochen, eine stumpfe Nase, Lippen, in denen Lavater ein sinnliches Temperament erkannt hätte, gaben ihm etwas von der Physiognomie eines Mulatten, und

sein Gesicht trug in stark ausgeprägten Zügen die Spuren eines leidenschaftlichen Charakters und reichen Lebensgenusses. Er sah kalt und oft spöttisch aus, wie ihn Eva geschildert hatte. Alfred fand ihn sehr gealtert, obgleich Julian erst in der Mitte der Vierziger sein konnte.

Nach den ersten herzlichen Begrüßungen fragte Julian: Was führt dich endlich einmal nach der Residenz und wie lange wird man dich hier behalten?

Ich denke in Berlin zu bleiben, für jetzt wenigstens.

Mit Frau und Kind? das ist vernünftig.

Mein Felix kommt mir nach, meine Frau nicht, sagte Alfred.

Deine Frau nicht? fragte Julian plötzlich ernst geworden, was soll das bedeuten?

Es bedeutet, antwortete Alfred seufzend, daß ich mich nach langer Ueberlegung und bit-

term Kampfe von meiner Frau zu trennen gedenke.

Also doch! sagte Julian. Armer Freund, das wird dir schwer werden, wie ich dich kenne. Also doch! — Und immer noch Eifersucht und all die Quälereien, die dir schon in den ersten Jahren deiner Ehe Noth machten?

Vor Allem die Unmöglichkeit, neben einer Frau zu leben, mit der ich in keiner Beziehung übereinstimme, der mein ganzes Seelenleben fremd bleibt.

Es entstand eine Pause, dann zuckte ein leichtes, aber fast diabolisches Lächeln um Julian's Lippen und er sagte: Und da kommst du nun nach Berlin, um dich hier mit unsern Schönen in dem Strudel der Residenz von dem einsamen Landleben zu erholen? Das ist natürlich und vernünftig.

Du irrst, das ist nicht der Grund. Du weißt, das ist es nicht. Ich kam her, um mir

Ruhe zu schaffen vor täglicher Plage, um Menschen zu finden, mit denen ich geistig leben kann, um Herz und Geist an Edlem und Schönem zu erfrischen.

Aber was soll dir das Kind dabei? fragte Julian; soll das auch erfrischt werden und Menschen finden, du lieber Phantast?

Es soll dem katholisch pietistischen Eifer, dem Einfluß der Mutter überhaupt, entzogen werden, antwortete Jener. Das Erste, was mir hier zu thun obliegt, ist, einen Gouverneur und eine Schule für Felix zu wählen.

Ich würde den Knaben, der an Einsamkeit gewöhnt ist, nicht gleich einer öffentlichen Anstalt anvertrauen, wendete Julian ein, um von der ersten Unterhaltung abzulenken. Aber ehe Alfred Zeit zur Antwort gewann, erschien ein Diener, der dem Präsidenten ein Billet in buntverziertem Couvert überbrachte. Dieser, der sehr kurzsichtig war, führte es nahe an die Augen

und sagte kopfschüttelnd, nachdem er es betrachtet hatte: Immer dieselbe Geschmacklosigkeit! daß sie sich so etwas nicht abgewöhnen lassen.

Dann las er den Inhalt und sagte zum Diener: Es ist gut, machen Sie meine Empfehlung, ich werde kommen.

Der Diener ging hinaus und Julian sprach lächelnd, indem er sich das Rückenkissen zurechtlegte und die ausgestreckten Beine behaglich kreuzte: Das Billet kommt von Sophie Harkourt, einer Französin, mit der ich liirt bin, länger, als es sonst zu dauern pflegte. Sie ist hier bei dem Theater angestellt und ich danke es ihr, noch einmal alle Thorheiten früher Jugend in vollem Ernste durchgemacht zu haben. Sie galt für spröde und ich war wie zu zwanzig Jahren, wie ein Rasender in sie verliebt. Ich schlage dir vor, dich zu ihr zu führen.

Und deine Eifersucht läßt das zu? oder bin ich so ungefährlich? fragte Alfred.

Im Gegentheil! sie betet das Genie an und der gefeierte Dichter wird sie in Entzücken versetzen. — Aber wir — d. h. ich bin nun über die große Leidenschaft für sie hinweg. Sie ist ewig in Extase und ich bin der großen affectvollen Scenen etwas müde. Das wird aufreibend mit der Zeit und ich sähe es nicht ungern, wenn sie auswärts ein gutes Engagement fände. Ich unternahm meine Reise zum Theil, um Sophie an eine Trennung zu gewöhnen.

Und was zwingt dich, wenn dem so ist, gleich heute wieder in die alten Fesseln?

Die Furcht vor ihrer Rücksichtslosigkeit. Sie bildet sich ein, sie liebe mich leidenschaftlich und ich muß es fast glauben. Käme ich nicht, so wäre sie im Stande, mich hier aufzusuchen. Das will ich vermeiden und — die Fesseln sind so drückend nicht. Ich wollte sie schon noch eine Weile tragen, sie sind mir in der Gewohnheit sogar lieb geworden; ich möchte sie in ein

ruhiges bequemes Band verwandeln. Aber daß ich täglich von Leidenschaft hören soll, daß sie verzweifelt, wenn sie mich in irgend einer andern Verbindung vermuthet, das ist mir lästig. Du sparteſt mir in der That eine Menge Vorwürfe über mein langes Ausbleiben, über mein Nichtschreiben, wenn du mich zu ihr begleiten wolltest.

Alfred lachte laut auf. Julian! aber Julian! rief er, wie bist du der Alte geblieben, ganz und gar. Dieselbe Eitelkeit, dieselbe Furcht vor peinlichen Erörterungen, wie früher. Ist mirs doch, als wären wir wieder der Assessor Brand und der Lieutenant Reichenbach geworden. Hast du noch Lust an Theaterintriguen? Fühlst du dich glücklich in solchen Verbindungen?

Sehr glücklich! antwortete zuversichtlich der Präsident. Es sind die einzigen, bei denen man nicht Gefahr läuft, eine Laune des Her-

zens durch lebenslängliches Elend zu büßen. Im solid bürgerlichen Leben verliebt man sich, wird getraut und hat nun eine Frau, die man in tausend Fällen wenig kennt. Die Braut schien ein Engel, denn sie wollte gefallen. Die Frau, deren Loos gesichert ist, findet das nicht der Mühe werth; der Mann, ebenfalls am Ziel seiner Wünsche, läßt sich in gleicher Bequemlichkeit gehen. Nach wenig Monaten leben zwei Menschen, die in einander leben sollten, nur noch neben einander und vergehen vor Ueberdruß und Gleichgültigkeit. Dies ist das Bild einer rechtmäßigen Ehe! schloß er, mit seinem gewohnten spöttischen Lächeln.

Du malst es in deiner Weise, mit dem Pinsel der Satire! meinte Alfred. Warum schilderst du grade eine unglückliche Ehe?

Weil es mir an Vorbildern für glücklichere fehlt; weil eine Ehe auf gegenseitiges Verste-

hen, auf geistiges Zusammenleben gegründet, zu den Seltenheiten gehört.

Alfred schwieg und Julian fuhr fort: Weiß eine Frau, daß wir sie jeden Augenblick verlassen können, so denkt sie jeden Augenblick daran, uns zu fesseln, scheint uns immer neu und reizend; wir lieben die Schöpferin unseres Glückes, die dadurch ebenfalls glücklich wird. Dies ist der natürlichste Erfolg vernünftiger Freiheit. Ich bin gewiß, daß Sophie mich liebt, wie nur ein Mann geliebt werden kann; ich habe nie an ihrer Treue gezweifelt und auch sie ist mir, trotz meiner Klagen gegen sie, unendlich werth.

Aber du sähest es nicht ungern, wenn sie auswärts ein gutes Engagement fände, wie du mir vorhin gesagt, meinte Alfred. Dies spricht nicht sehr für die Dauer deiner Liebe, für deine Hingebung an sie. Wer sichert sie und dich selbst, daß du nicht jeder ungünstigen Aufwallung gegen sie nachgibst, daß du sie nicht mor-

gen verlässest, wenn es dir angemessen scheint? wenn neue Reize dich verlocken?

Ihre eigne Liebenswürdigkeit.

Und wenn diese ihre Anziehungskraft für dich verliert?

Dann werden wir uns trennen, sagte der Präsident sehr ruhig. Aber glaube mir, weil Sophie das fühlt, bleiben wir glücklich und vereint. Wärst du nicht durch Eide an Caroline gebunden, wüßte sie sich nicht in sicherem Besitz, sie wäre vielleicht eine treffliche Frau geworden und ihr hättet mit einander wie die Engel gelebt.

So wenig Alfred Ursache hatte, mit Caroline zufrieden zu sein, so verletzte es ihn doch, Julian in dieser leichtsinnigen Weise von ihr und seiner Ehe sprechen zu hören.

Du selbst glaubst deinen Worten nicht, Julian! sagte er, denn es liegt Unedles, Unwahres darin. Wer Frauen so rein zu lieben vermag,

wie du deine Mutter, deine Schwester, der kann die Gattin allein nicht zum Gegenstande genußsüchtiger Berechnung erniedrigen; kann nicht die treue, liebende Gefährtin, die Mutter seiner Kinder zur Buhlerin entwürdigen wollen, die man verstößt, wenn man ihrer müde ist. In dem festen Zusammengehören, in dem Bewußtsein der Dauer, liegt die Heiligkeit, die Schönheit der Ehe, die uns das Leid gemeinsam leichter tragen, Freude doppelt genießen läßt und die vollste, edelste Entwicklung der menschlichen Natur zur Blüte bringt. Wenn wir die rechte Wahl getroffen, eine Frau gefunden haben....

Und wenn nicht? fiel ihm Julian ins Wort, wenn man die rechte Wahl nicht getroffen hat? Dann bleibt nichts übrig als Leiden, vor denen man sich sichert durch Ungebundenheit. Das Bewußtsein der Freiheit wiegt in jedem Verhältnisse alles Andere auf, ist das höchste, wahrste Glück!

Wirst du nie anders denken? Wird der genußreiche Wechsel dich dauernd beglücken? Wirst du bei deinem feinen, lebhaften Gefühl, bei deiner Eifersucht nie nach einem treuen, jungfräulichen Wesen verlangen, deren ganzes Sein in dir begründet ist? fragte Alfred sehr ernst und fügte hinzu: Ich fürchte, Julian, du täuschest dich über dich selbst und erheuchelst dir ein Glück, das du nicht fühlst. Du bist zu stolz, einzuräumen, daß du es suchst und nicht findest.

Du irrst! versicherte Julian. Ich habe Alles, was ich wünsche. Eine Stellung, die mir zusagt; Therese, die ein seltenes Mädchen ist, zur treuen, nachsichtigen Gefährtin; eine bequeme Häuslichkeit, eine reizende Geliebte und niemals Langeweile. Mehr werde ich nie verlangen. Ich bin durchaus zufrieden und gönne Andern das ruhige häusliche Glück und die ehelichen Freuden.

Bei Julian's letzten Worten kehrte Therese

zurück, gesellte sich zu den Männern und die Unterhaltung wendete sich bald auf die erste Zeit ihrer Bekanntschaft.

Ich erinnere mich noch deutlich des Abends, sagte Julian, da ich dich einsam schreibend in deinem Mansardstübchen fand und gegen deinen Willen deine Schreiberei durchlas. Für eine poetische Natur hatte ich dich stets gehalten und der lyrische Lieutenant war mir oft ergötzlich gewesen, wenn er mitten in den Orgien, denen unser Kreis sich damals überließ, sich hinwegsehnte nach Wald und Flur, nach Ruhe und Stille. Nun ich deine Verse las, begriff ich dich plötzlich ganz, ich rief dir das „Ich habs gefunden" zu. Ich sagte dir, du bist ein Dichter und ohne mein Dazwischentreten hättest du vielleicht noch lange deinen eigentlichen Beruf verkannt.

Ich habe des Augenblickes später selbst oft gedacht, sagte Alfred, und mich gefragt, wann

ich wol eigentlich zu dichten angefangen habe? Ich konnte es aber nie ergründen, denn mein erstes Bewußtwerden mag ziemlich mit dem ersten Dichten zusammengefallen sein. Wie das Meer seit dem Moment der Schöpfung sich in rastlosem Wechsel bewegt, wie es nicht existirt ohne Bewegung und in seiner Ruhe noch den Himmel mit Sonne, Mond und Sternen widerspiegelt, also auch in der Ruhe noch Bilder des Himmels schafft, so ist es mit der Seele des Dichters. — Ich bin mir jetzt noch schreckhafter Nächte aus meiner ersten Kindheit bewußt, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, in denen ich unwillkürlich Das, was ich gehört hatte, weiter fortspann; von Krieg und Erdbeben, von dem Tode Derer, die ich liebte, wachend träumte und es mir mit gräßlicher Genauigkeit ausmalte, weil ich die Grenzen des Wahrscheinlichen von denen des Möglichen nicht zu sondern vermochte. Die schreckhafteste Mög-

lichkeit hielt ich immer für Das, was sich ereignen werde und müsse.

Und ist man früh auf Ihre Anlagen und Ihr Treiben aufmerksam geworden? fragte Therese.

Nein! antwortete Alfred. Die Qualen jener Nächte verschwieg ich, ohne zu wissen, weshalb. Später, als ich anfing, meinen Spielgenossen ganz wunderbare Geschichten zu erzählen, die mir oder meinen Eltern begegnet sein sollten, da wurden die Eltern aufmerksam, schalten mich wegen der Unwahrheiten, die ich erzählt hatte, und drohten mit ernster Strafe, falls ich je wieder auf gleichem Unrecht ertappt würde. Daraus erwuchs mir eine neue Qual. Ich traute mir selbst nicht mehr. Da ich nicht für wahr ausgeben durfte, was sich an Ideen in mir ausbildete, fing ich auch an, an Dem zu zweifeln, was ich wirklich erlebt hatte. Aus dieser gänzlichen Verwirrung tauchte als unwiderlegliche Wahrheit eine Geschichte in mir

auf, in der Napoleon und mein Vater die Hauptrollen spielten.

Und war das eine wirkliche Begebenheit? fragte der Präsident.

Nichts weniger als das, antwortete Alfred. Meine Kindheit fiel in die Zeit nach den Befreiungskriegen, in der die Heldengestalt Napoleon's noch ganz im Vorgrund der Ereignisse stand. Ich hatte sein Bild oft gesehen, mein Vater, ein großer Bewunderer des Kaisers, sprach viel von ihm und war einmal in amtlichen Verhältnissen in der nächsten Umgebung desselben gewesen. Vermuthlich daraus hatte sich in mir eine lange Geschichte gebildet, die ich besonders gern erzählte. Ich behauptete, mich deutlich des Tages zu erinnern, an dem mein Vater in einer gelben Carrosse in großem Aufzuge dem Kaiser entgegengefahren sei, ihm auf rothem Sammetkissen die Schlüssel der Stadt überreicht habe und was daran sich noch

fabelhaft und kindisch Erfundenes anreihte. — Diese Erzählung erreichte auch das Ohr meiner Eltern und zog mir, weil es meine großartigste Erfindung war, auch die lang versprochene großartige Strafe in tüchtigen Schlägen zu. Dies war der Lohn und das Honorar für mein erstes Epos.

Julian lachte, Therese aber sagte: Es ist recht schlimm, daß in den Seelen der Kinder all ihre Empfindungen, ihnen selbst unklar, oft so lange verborgen liegen. Wie mich ein krankes Kind immer noch mehr rührt, als ein Erwachsener in gleicher Lage, weil es bei zarterer Constitution tiefer leiden mag als Jener und nicht sein Leid zu klagen vermag, so jammern mich Kinder mit reichem Seelenleben doppelt. Sie müssen davon unendlich leiden. Wenn man es nur verstände, sie zu errathen, ihnen zu Hilfe zu kommen, man würde vielleicht manche große Anlage entdecken, die so verloren geht.

Dies ist eine recht haushälterische Sorge, liebe Therese! neckte der Präsident, es soll nichts umkommen, nichts verschwendet werden. Aber sei nur unbesorgt, die Natur selbst ist die beste Haushälterin. Allem von ihr Geschaffenen wohnt die Fähigkeit und der Trieb ein, alle Hindernisse zu überwinden, alle Bande zu sprengen und durch tiefe Nacht zum rechten Lichte zu bringen. Ein Talent, eine Anlage, die durch Verhältnisse unterdrückt werden, verdienen kein Gedeihen. Dagegen ist es in der Natur des Genius, daß er immer und überall Sieger ist.

Das glaube ich auch, bekräftigte Alfred. Es ist gar nicht nöthig, den Menschen in dieser Beziehung beizustehen, es ist mit ihnen grade wie mit den Pflanzen. Wollen Sie eine Hyazinthe früh zur Blüte bringen, setzen Sie dieselbe beständig in das beste Licht, in die behaglichste Wärme, so wird allerdings eine frühere Blüte Ihnen die Pflege lohnen, aber sie wird

oft schwächer und vergänglicher sein als die, welche unter Nachtfrost und Schnee sich langsam, reif und kräftig, ohne andern Beistand als den eignen Trieb, aus dunkler Erde ans Licht hervorringt. Daß meine Eltern die Eiseskälte der Zweifel und einen kleinen Hagel von Schlägen über mich ausgeschüttet, hat mir gewiß nicht geschadet.

Indeß war es spät geworden, Alfred erhob sich und schickte sich an, die Freunde zu verlassen, aber Therese und der Präsident baten ihn, den Mittag mit ihnen einzunehmen, und Alfred ließ sich willig dazu finden.

In einem mäßig großen, von Bäumen beschatteten Zimmer war der kleine Tisch für drei Personen gedeckt, mit Vasen voll frischer Blumen und einem schönen silbernen Korbe geziert, in dem feines Obst so trefflich geordnet war, daß es zu einem Schmuck der Tafel wurde. Alfred äußerte sein Wohlgefallen daran, man

nahm Platz und Julian sagte, während die ersten Speisen aufgetragen wurden, zu Alfred: Du empfindest lebhaft für das Schöne, du besingst es auf die würdigste Weise, wo es dir begegnet, nur für eine Richtung geht dir der Sinn ab und das ist ein großer Mangel. Ich glaube, du hast keinen Sinn für Comfort, für materielles Wohlsein.

Du irrst! antwortete Alfred. Ich empfinde Unbequemes lebhaft und störend.

Das glaube ich schon, denn du müßtest kein Mensch sein, wenn du es nicht empfändest, sagte der Präsident. Aber vom Empfinden des Unbequemen bis zum tiefen, bewußten Genießen sinnlichen Wohlseins ist eine große Entfernung. In dieser Kunst, denn eine Kunst ist es, sollten die Alten unsre Lehrer sein.

Es sieht aus, als ob du schon nicht geringe Studien darin gemacht hättest, meinte Alfred, und ich finde, daß Fräulein Therese mit wun-

derbarer Umsicht deinen desfallsigen Bestrebungen entgegenkommt.

So ist es, bestätigte Julian. Ich bilde mir viel darauf ein, mit Verstand an dies Geschäft zu gehen. Es ist mir heiliger Ernst, ein Theil meiner Poesie — ein Theil meiner Religion sogar.

Der Religion, Julian! wendete Therese tadelnd ein, die möchte mit Essen und Trinken schwerlich etwas gemein haben.

Doch, meine Therese! Wie willst du, daß sich der Mensch vortheilhafter von dem Thiere unterscheide, wie willst du, daß er besser danke für das Geschaffensein und für Das, was für ihn geschaffen ist, als indem er es so selbstbewußt, so vollkommen genießt, als es ihm möglich ist. Die Griechen, die einer reinen Gottanbetung viel näher waren als wir, bekränzten Haupt und Becher mit Rosen und opferten Libationen, wenn sie an das hohe Geschäft gin-

gen, dem Körper die nöthige Nahrung zu geben, in dem unsere Seele lebt. In den Klöstern ließ man dem Körper noch sein Recht widerfahren. Man legte sich Bußen, Fasten auf, man geißelte sich, um nachher das Essen desto schmackhafter zu finden, um die mangelnde Bewegung zu ersetzen, und die Tafeln waren mit höchster Sorgfalt behandelt. Luther, ein an Körper und Geist durchweg gesunder Mensch, pries begeistert Wein, Weiber und Gesang und liebte eine gute Mahlzeit. Ueberall, wo poetischer oder nur gesunder Sinn war, schätzte man materiellen Genuß. Erst der spätern, am Schreibtisch verkümmerten, kranken Zeit, erst den protestantischen Gelehrten mit schwacher Verdauung, den schwindsüchtigen Pietisten gelang es, das Essen als ein niedriges Bedürfniß darzustellen; erst sie sind thöricht genug gewesen, die gesunde Sinnlichkeit ihrer angebornen

Poesie zu entkleiden, dem Körper sein Recht entziehen zu wollen.

Dafür stehen denn auch in unsern Tagen solche wackere Kämpfer auf als du, Julian! sagte Alfred. Du solltest der Stifter eines neuen Cultus werden.

Und wer sagt dir, daß ich es nicht möchte, wenn die Zeit reif dafür wäre? fragte Julian. Wäre es denn nicht ganz poetisch, wenn man, von sinnlichem Genießen ausgehend, endlich zu einer tiefgefühlten Anbetung des Schaffenden, zu einer erhabenen Anschauung alles Erschaffenen gelangte? Wäre es nicht schön, wenn jeder Einzelne den Weg ginge, den das Menschengeschlecht ursprünglich verfolgte, um zur Gotterkenntniß zu gelangen? Uns sagt man: Gott hat die Welt für uns erschaffen, danke ihm dafür; aber man hindert uns, seine Gaben zu genießen, man sagt uns, das sei sogar sündhaft. Die Heiden genossen in vollen Zügen

und dann in der Freude des höchsten Genusses fand sich das Danken von selbst. — Ich bitte dich, Alfred, das überlege, das besinge einmal und du sollst mir der König der Dichter heißen.

Seine Zuhörer lachten und freuten sich sein, denn der Präsident besaß wirklich ein besonderes Talent, den Materialismus, dem er huldigte, zu veredeln. Man mußte ihn sehen, wie er sich zur Tafel setzte, sich das Haar von der Stirn strich, als wolle er zugleich jeden unangenehmen Gedanken verbannen; wie er die Brille zurechtrückte, die Serviette entfaltete und dann prüfend und genießend das Mahl einnahm, um seine Behauptungen gerechtfertigt zu finden.

Aber hast du denn ein wirkliches Vergnügen vom Essen und Trinken? fragte Alfred. Sobald ich das Bedürfniß danach befriedigt habe, hört für mich der Genuß auf, es wird mir sogar lästig.

Das Erstere, antwortete der Präsident, war

eine ziemlich sonderbare Frage, lieber Freund! Freilich habe ich eigentliches Vergnügen daran und was die Uebersättigung betrifft, so kommt die nur davon her, daß man es als ein Sattmachen, als eine thierische Fütterung betreibt. Wer wie ein ordinairer Mensch nahrhafte, sättigende Kost ißt, der wird schläfrig nach dem Essen, der wird fett und setzt sich einem Schlagfluß aus. Anders Derjenige, der die Mahlzeit künstlerisch behandelt, wie etwa ein Virtuose sein Concert. Dieser wird dich, wenn er sein Fach versteht, nicht mit großen Concertstücken, in wilder Hast aufeinander gehäuft, belästigen. Er wird dir abwechselnd Ernstes und Heiteres, Schweres und Leichtes bieten, damit jeder deiner Neigungen harmonisch begegnet werde. Dasselbe verständige Maß verlange ich von der Hausfrau, die eine Mahlzeit anordnet. Licht, Wärme, Wohlgerüche, Blumen und Geräthe in gehörigem Verhältniß, damit alle Sinne beschäf-

tigt, keiner vorzugsweise erregt werde und vor Allem Das, um was schon Faust den Mephisto anging, als er fast Unerreichbares forderte: „Speise, die nicht sättigt." Wer so lebt, kann lange leben und genießen. Er wird nie träge, nie stark werden und nie den Schlagfluß, sondern höchstens das Podagra zu fürchten haben, das doch immer noch ein aristokratisches Leiden ist.

Gleichsam als bereue er die Anstrengung, welche ihm die Auseinandersetzung verursacht, lehnte sich der Präsident in den Sessel zurück und Alfred sagte: Du bist freilich schon von Jugend an durch die ganz eigenthümliche Zierlichkeit deiner Mutter und deiner Schwester an den geschmackvollsten Comfort gewöhnt! Ich habe daran häufig gedacht!

Vermuthlich weil Ihre Frau denselben Sinn für das Schöne hat, als wir! meinte Therese.

Nein, weil er ihr fehlt! sagte Alfred,

erschrak vor seiner unwillkürlichen Aeußerung und meinte dann, ablenkend, da Therese ihn überraschend anblickte, ihre große Sorgfalt für Julian's Tafelgenüsse sei um so lobenswerther, als Frauen gerade daran gewöhnlich keine Lust zu haben pflegten.

Da irrst du auch, widerlegte der Präsident. Therese hat allerdings den Fehler, gleichgültig dagegen zu sein, aber unsere kleine Freundin Eva ist es gar nicht. Sie bedarf sehr wenig, um ihren Hunger zu stillen, ist aber so begehrlich nach Leckerbissen und Näschereien, weiß sie so niedlich zu verzehren, daß sie dadurch einen neuen Reiz für mich gewinnt.

Sie ist auch darin ein wahres Kind, wendete Therese ein; doch ist das in meinen Augen keine von ihren guten Eigenschaften, deren sie gar manche hat. Finden Sie Eva nicht sehr schön, Herr von Reichenbach, und sehr anmuthig?

Wenn ich die Wahrheit sagen darf, nein. Sie ist schon zu klein und zu unruhig, um mir schön und anmuthig zu erscheinen. Ich kenne sie freilich erst seit gestern, aber ich halte Sie für eine kleine Kokette, die Kindlichkeit vorschützt, um ihren Launen Duldung zu verschaffen.

O das ist schlecht von Ihnen, Herr von Reichenbach! denn Eva ist in der That ganz so kindlich und kindisch, als sie erscheint. Sie ist das einzige Kind sehr reicher Eltern, die sie anbeteten. Der Vater starb, die Mutter verheirathete Eva, das funfzehnjährige Mädchen, mit dem Major von Barnfeld, einem Freunde ihres verstorbenen Mannes, und man zog auf das väterliche Gut, um dort zu leben.

Das Uebrige, sagte der Präsident, da Therese innehielt, folgt nun von selbst. Mutter und Gatte verhätschelten sie um die Wette und Beide unterdrückten alle Selbständigkeit in ihr. Zwischen Kornblumenkränzen, Nachbarstöchtern,

Voß' Idyllen, Landjunkern und andern unschädlichen Dingen wuchs sie auf; lachend, wo sich Anlaß dazu bot, froh, verheirathet zu sein, weil sie nichts mehr zu lernen brauchte, was ihr von jeher verhaßt war, und sie hat denn auch gar nichts gelernt.

Julian, das dürftest du am wenigsten sagen, der sie so reizend findet in ihrer Unwissenheit, sagte Therese.

Mache ich ihr denn jetzt einen Vorwurf daraus? fragte der Präsident. Es ist ihr schönstes Lob in einer Zeit, in der es lauter gebildete, geniale Frauen gibt, zur tödtlichen Plage für den Mann. Eva hat die seltensten Eigenschaften. Sie ist hübsch, gutmüthig, reich und gar nicht geistreich, also leicht zu beherrschen. Sie ist eitel, kindisch und naschhaft, also bequem und leicht zu erfreuen. Solch eine Frau ist ein Phönix in unsern Tagen.

Seit wann lebt sie denn in Berlin? fragte Alfred.

Seit dem Tode ihrer Mutter, antwortete Therese. Herr von Barnfeld starb, als Eva achtzehn Jahre alt war. Die Mutter verkaufte die Besitzungen und zog mit Eva in die nächste Stadt, und die kleine, junge Witwe sah sich so von allen Männern umschwärmt, daß sie wol ein wenig übermüthig geworden sein mag. In Zerstreuungen und Huldigungen jeder Art lebte sie fröhlich fort, bis vor sechs Monaten ihre Mutter starb. Seitdem wohnt sie, nach dem Wunsch der Verstorbenen, in unserer Nähe und Julian ist zu ihrem Vormunde ernannt. Sie ist uns sehr lieb geworden und wird auch Ihnen gefallen, wenn Sie hinter dem flüchtigen Wesen einen tüchtigen Verstand und das offenste Herz entdecken werden.

Unter diesen und andern Gesprächen verging die Zeit während der Mahlzeit schnell, man

stand auf und der Präsident fragte seine Schwester, welche Entwürfe sie für den Abend gemacht habe?

Ich habe noch Einiges im Hause zu schaffen, sagte Therese, um erst wieder in die gewohnte Ordnung zu kommen. Ist das beendet, dann will ich ganz still ausruhen.

So wirst du mich nicht vermissen, falls ich vielleicht später nach Hause komme. Ich werde mit Reichenbach den Abend zubringen.

Darauf trennte man sich, nachdem Alfred auf Julian's wiederholte Anfrage es abgelehnt hatte, ihn zu begleiten, weil er noch für einige Stunden Geschäfte habe, die er abzumachen wünschte.

Therese ging nach der Entfernung der Beiden an ihre Arbeiten, aber unaufhörlich dachte sie dabei an Alfred's Worte: Nein! weil er ihr fehlt! — Ob Alfred's Ehe nicht glücklich ist? fragte sie sich und wünschte den Morgen her-

bei, um von Julian Auskunft zu erhalten über diese Angelegenheit, die sie lebhaft beschäftigte.

Abends um die neunte Stunde ging der Präsident in ein stattliches Haus der Taubenstraße, stieg zwei Treppen hinauf, öffnete mit einem Schlüssel, den er mit sich hatte, einen geschlossenen Corridor und trat bald darauf, ohne anzuklopfen, in ein sehr elegant eingerichtetes Zimmer.

Ein junger Mann in altfranzösischer Tracht stand am Fenster und sah auf die Straße hinaus. Bei Julian's Eintritt wendete Jener sich plötzlich um und stürzte mit einem Jubelruf ihm entgegen und in seine Arme.

Es war Sophie Harkourt, die den Geliebten empfing. Er war zu ihr gekommen, mit dem festen Vorsatz, ihr ernste Vorwürfe zu machen, weil sie gleich am Morgen seiner Ankunft von derselben unterrichtet gewesen, also nach

ihm gefragt, ihn ausgespäht haben mußte. Jetzt, als er sie sah, dachte er nicht mehr daran, sondern zog sie mit sich auf das Sopha und fragte: Hast du doch spielen müssen heute Abend? Du bist ja im Costüme.

Ich erwartete dich schon lange, antwortete sie, und um nicht zu empfinden, wie lange, probirte ich in dem Costüme, in dem ich in der nächsten Woche auftreten will.

Kokette! sagte scheltend Julian, während er sie auf seine Knie nahm und ihre feine Hand, die aus den breiten Spitzenmanschetten zierlich hervorsah, auf seine Augen drückte. Kokette! du wußtest wohl, wie reizend du bist in dieser Männertracht, in der ich dich zuerst sah. Du wußtest, daß ich dir Vorwürfe machen würde, und wolltest mich bestechen. Aber ich sehe dich nicht an! mit deinen eignen Händen halte ich mir die Augen zu.

Glücklicherweise ist der Mund frei! rief

Sophie, indem sie einen Kuß auf Julian's Lippen drückte, den er mit vielen andern erwiderte. Dann machte sie sich los und sagte: Du zerdrückst mir den schönen Sammetrock und hast doch noch gar nicht gesehen, wie er mich kleidet, so roh und wild bist du gleich mit deiner Zärtlichkeit über mich hergefallen. Sieh mich an, Julian, wie gefalle ich dir?

Sie fing nun an im Zimmer umherzugehen, sich in mancherlei Stellungen bald vor dem Spiegel, bald vor Julian zu bewegen. Man konnte in der That kaum höhern Liebreiz finden. Sie war groß, schlank und kräftig gebaut, ohne große Fülle zu haben. Die Männerkleidung stand ihr vortrefflich und die schwarzen Augen sahen blitzend und zärtlich unter der gepuderten Perücke hervor. Julian betrachtete sie mit Entzücken. Dessen war sie sich deutlich bewußt und, auf ihren Reiz vertrauend, warf sie den kleinen Stahldegen, mit dem sie

Fechtübungen gemacht, von sich, setzte sich dicht neben den Geliebten, schmiegte sich an ihn und fragte: Julian! Warum hast du mir nicht ein einziges Mal geschrieben? Warum hast du mich nicht wissen lassen, wann du wiederkommen würdest? Ich habe vor Ungeduld fast täglich in dein Haus geschickt.

Diese Frage erinnerte den Präsidenten, daß er sich über Sophie zu beklagen habe, und er sagte: Weil ich die Absicht hatte, gar nicht wiederzukommen, weil dein Spioniren und Nachfragen mir unerträglich ist. Gleich heute wieder! Wie oft habe ich dir verboten, deinen Diener zu mir zu schicken, wie oft dir gesagt: schreibe nicht auf dem närrischen, bunten Papier, das auf zehn Schritte ein billet doux verräth! Nun thust du gleich das Alles auf einmal. Erspähst, natürlich durch Bestechung meiner Leute, wann ich zurückkehre, schickst den baumhohen Diener in mein Haus und schreibst auf bunt bemaltem

Papier, damit vom Kutscher bis zur Küchenmagd Jeder errathen kann, was vorgeht. Du bist unerträglich indiscret. — Nimm die Perücke ab, der Puderstaub belästigt mich.

Sie that augenblicklich, wie er verlangte, und sagte dann: Indiscret nennst du mich, wenn ich vor Sehnsucht nach dir vergehe? wenn ich den Augenblick nicht erwarten kann, in dem du wieder bei mir bist? Ach, Julian! ich habe nie Jemand geliebt, wie ich dich liebe.

Eine schöne Liebe, die Vergleiche mit früheren anzustellen hat, warf Julian spottend hin.

Da trat Sophie dicht vor ihn hin und sagte: Julian! ich schwöre nicht, denn du würdest sagen, wer glaubt dem Schwur einer Schauspielerin? Ich mache mich nicht besser, als ich bin. Ich habe dir es nicht verborgen, als du mit glühendem Verlangen um mich warbst, daß du nicht der Erste bist, dem ich und meine Liebe gehörte.

Und ich werde nicht der Letzte sein, rief Julian bitter, das bedarf keines Schwures, ich glaube es.

Nun denn, auch das kann sein! — Ich fühle es, du willst mir wehe thun, mich verlassen, du suchst Streit. Vielleicht werde ich nicht ewig trauern, vielleicht äußerlich bald getröstet scheinen, denn ich bin jung und das Leben ist schön; aber ich werde lange, immerfort leiden um dich, tief im Herzen, denn so wahr Gott über uns lebt, Julian, ich liebe dich sehr!

Thorheit schalt der Präsident. Du willst heute das Maß vollmachen, mich nun noch mit Scenen plagen, die mir verhaßt sind. Wollte ich mich quälen lassen, ich hätte mich längst verheirathet.

Als sie diese Worte hörte, brach Sophie plötzlich in das fröhlichste Gelächter aus, nahm Julian's Kopf in ihre Hände, küßte ihn auf

die Stirne und rief: Das ist das erste vernünftige Wort, das ich heute von dir höre. Du hast Recht, eine gute wackere Frau muß eine entsetzliche Qual sein. Ewig tugendhaft, also ohne Nachsicht; im Gefühl des Besitzes ruhig, also nicht ein bischen eroberungssüchtig. Wenn ich ein Mann wäre, ich heirathete auch nicht.

Das ist erhabne Weisheit aus deinem Munde, sagte der Präsident, der noch immer den Beleidigten spielte. Und was thätest du denn? Nicht wahr, du liebtest eine Schauspielerin?

Ich sehe nicht ein, warum nicht? oder glaubst du, eine Schauspielerin sei oft nicht besser, als eure Tugendheldinnen aus der stillen Häuslichkeit? O! es ist schon bequem, zwischen Vater und Mutter aufzuwachsen, behütet vor jedem Gedanken, der den Unschuldshauch von den Seraphsschwingen abwischen könnte. Es mag recht hübsch sein, aus den Armen der Eltern in

die des Gatten überzugehen und in ihm auch wieder den Schutz zu finden, dessen man bedarf, um tugendhaft zu bleiben. Das heißt tugendhaft vor dem Gericht der Welt, trotz der heimlichen Untreue im Herzen, die oft nicht fehlt.

Du schwärmst, Mädchen! sagte Julian.

Aber Sophie achtete die Unterbrechung nicht. O! fuhr sie heftig fort, ich verachte eure scheinheilige Tugend, eure gute Gesellschaft. Ich bin mir mit Stolz des Tadels bewußt, den die andern Frauen auf mich werfen. Ich bin Schauspielerin, ich bin deine Geliebte! Ja! — aber ich bins mit voller Hingebung, so lange ich es bin. Ich bin nur dein in deinen Armen. Bis in die Ewigkeit reicht mein Gedanke nicht hinüber. Es gibt keine Ewigkeit für Liebeslust, es braucht keine zu geben, wo ein Augenblick für Jahrhunderte Genuß gewährt.

Sophie, Sophie! rief der Präsident, der

in dieser Stunde ihr gegenüber kalt bleiben? Er hatte am Morgen verächtlich von dem ruhigen Glück der Ehe gesprochen, jetzt peinigte ihn Sophiens Ringen um seine Liebe, die sie zu verlieren fürchtete.

Nach wenig Minuten kehrte Sophie zurück. Sie hatte ein seidenes Gewand übergeworfen, das nur mit einer Schnur um die Taille befestigt war und Hals und Nacken frei ließ. Das Haar war ungeflochten mit einem Kamme aufgenestelt. In der Hand trug sie ein Kistchen mit Cigarren. Sie war eine ganz Andre geworden.

Ruhig setzte sie sich neben Julian nieder und sagte: Nun ists des tollen Spiels genug, wir wollen vernünftig sein. Nimmst du keine Cigarre, lieber Julian?

Der Präsident nahm sie schweigend an, sie reichte ihm Feuerzeug, hing einen Ueberwurf über die Lampe, wie er es liebte, und schickte

sich an, ihm den Thee zu bereiten, den man indeß hereingebracht hatte. Das Alles geschah so ruhig und anspruchslos, so dienstbeflissen, daß es wohlthuend sein mußte.

Es war ganz stille im Zimmer, man hörte nur das Summen des Samovar. Der Präsident hatte Tagesblätter vorgefunden, die er durchflog, Sophie störte ihn nicht. Sie lag ruhig in der Sophecke und betrachtete den Geliebten. Ihre Hingebung machte ihn weich, aber er ließ es nicht merken; er war in einer gereizten Stimmung, in der man eine Lust daran findet, Diejenigen zu quälen, die man liebt. Er ließ es geschehen, daß Sophie ihm Alles zubereitete, ihm den Thee einschenkte, wie er es gern hatte, doch er dankte ihr nicht dafür und las ruhig weiter.

Endlich unterbrach Sophie die Stille. Sie lehnte sich an den Präsidenten und fragte de=

müthig: Julian! könnte eine Hausfrau dir es besser machen?

Ja! antwortete er kalt, sie machte es eben so und absichtslos. Du stellst dar, wie immer, du willst gefallen.

Eine Thräne des Zornes trat in das flammende Auge der Schauspielerin, aber sie zerdrückte sie schnell und rief: Gefallen? Doch nur dir will ich gefallen, Julian, nur dir! Ist das ein Unrecht? — Sie war jetzt vor den Präsidenten hingekniet, der, als draußen die eilfte Stunde schlug, sich zum Fortgehen erheben wollte.

Sophie, indem sie vor ihm kniete, hielt ihn davon zurück. Ist es ein Unrecht, fragte sie nochmals, daß ich Alles, was ich vermag, anwende, um dir zu gefallen? Kann ich dafür, daß ich verwaist aufwuchs, daß ich die Bühne betrat, auf die mein Talent mich hinwies? Wer von den Frauen, die sich ihrer Tugend

rühmen und mich mit Verachtung eine Buhlerin nennen, hat wie ich zu sechzehn Jahren dagestanden, verwaist, arm, schön genug, um Liebe zu erwecken, und umgeben von der männlichen, glänzenden Jugend in Paris?

Julian sah sie milder an und strich sinnend mit der Hand über ihren Scheitel. Dabei glitt der Kamm heraus und das üppige Haar fiel wie ein dichter, schwarzer Schleier auf sie herab. Sie umfaßte den Präsidenten mit beiden Armen, sah ihm glühend in die Augen und fragte: Oder ist das mein Verbrechen, daß ich dich liebe? Daß ich dich festhalten will, daß ich dein bleiben will um jeden Preis?

Da konnte Julian nicht länger widerstehen, nicht länger sich mäßigen. Mit heftigster Leidenschaft zog er das reizende Weib zu sich empor und sank an ihre Brust. Ihr Haupt ruhte auf seiner Schulter und leise weinend fragte

sie: Und du verläßt mich nicht? Du bleibst mein?

Kannst du noch fragen?

Und du liebst mich wieder? lispelte sie.

Mehr als alle tugendhaften Weiber der Welt! antwortete Julian und schloß sie fest an sich, sie mit seinen heißen Küssen bedeckend.

Während der Präsident bei Sophien war, saß Alfred einsam in seinem großen Hause. So allein hatte er auch darin gelebt, bald nachdem es ihm mit der Erbschaft zugefallen war. Er erinnerte sich des Tages, an dem er von dem palastähnlichen Gebäude Besitz genommen, und eines andern bald darauf, an dem er Julian mit Mutter und Schwester in demselben zum Frühstück bewirthet hatte. Damals hatte Therese viel mehr zu werden versprochen, als sie jetzt zu sein schien. Er fand sie freundlich und ver=

ständig, aber fast matronenhaft ernst; vornehm in der Form, wenngleich in anderm Sinne gewöhnlich. Das verstimmte ihn, ohne daß er selbst es wußte.

Dazu kam ein unbehagliches Gefühl anderer Art. Bei der eiligen Abreise hatte er nur die Dinge einpacken lassen, deren er am nöthigsten zu bedürfen glaubte. Jetzt fehlte ihm Vieles, an das er gewöhnt war; nichts fand sich, wie er es wünschte.

Mismüthig und zerstreut, ging er an den Schreibtisch, um die mitgebrachten Papiere zu ordnen, und zog mechanisch eine der Schubladen um die andere heraus. Die Mehrzahl davon stand leer, in der einen lagen beschriebene Blätter; sie waren mit einem verblichenen Bande zusammengebunden. Er erkannte sie gleich wieder. Als er mit Julian an die Herausgabe seiner ersten Gedichte gegangen war, hatten sie diese Blätter ausgesondert, die sich weniger für

den Druck zu eignen geschienen. Das verblichene Band, das sie zusammenhielt, hatte Carolinen gehört.

Er las die Papiere durch. Es waren Klagen über Trennung von der Geliebten und Liebeslieder mancher Art. Sie kamen ihm jetzt viel besser vor als früher. Jetzt lag jene Zeit mit ihrer jugendlichen Schwärmerei abgeschlossen, beendet vor ihm da. Er urtheilte über sie, als über eine geschichtliche Thatsache, eine Durchgangsepoche, die ihr volles Recht in Anspruch nehmen durfte; und wie er sich damals des weichen Liebelebens fast geschämt, so freute es ihn jetzt, daß er dieses vollen, hingebenden Gefühls fähig gewesen war.

Es liegt ein wehmüthiger Reiz darin, das eigene Leben prüfend zu betrachten. So lange wir von der Gegenwart beherrscht werden, kommen wir zu keinem Urtheil über uns selbst. Der Tag macht sein Recht geltend, wir neh-

men Partei für die Wünsche, die uns bewegen. Nur wenn wir gleichgültig gegen Etwas geworden sind, beurtheilen wir es unparteiisch. Da ist denn nichts so gut, nichts so schlimm geworden, als wir es gehofft oder gefürchtet; was uns stürmisch bewegt, ist vollendet, ohne unsere Erwartungen befriedigt zu haben; was wir mit Angst herannahen gesehen, hat uns gefördert. Das Leben erscheint wie eine künstlerisch angelegte Dichtung. Wenn wir die Wirrnisse sich entwickeln und lösen gesehen, gewinnen wir Zutrauen zu dem schöpferischen Geist, der über und in uns waltet, und erwarten ruhig das Ende der Erscheinungen.

Alfred konnte mit Frieden auf sein Leben zurückblicken, mit Freude auf einzelne Punkte desselben. Er konnte sich nicht freisprechen von mancher Schwäche, manchem Irrthum, aber er hatte stets nach dem Besten gestrebt, es auf jede Weise zu fördern gesucht. Nichts hatte zu

seinem Glücke gefehlt, als eine glückliche Ehe. Wie Julian, in stets wechselnden Verhältnissen Genuß zu finden, lag nicht in seiner Art, gewährte ihm keine innere Befriedigung. Er verlangte nach dauernder, vollster Liebe, nach tiefstem, gegenseitigem Verständniß, nach einer Ehe in ihrer idealsten Bedeutung.

Er konnte es sich nicht verbergen, daß ihm einst die achtzehnjährige Therese in seiner Jugend eine tiefe Neigung eingeflößt, daß er oft an sie gedacht hatte, wie an das Ideal einer Gattin, als seine Ehe mit Caroline so unglücklich geworden war. Daß er selbst diese Therese nur als eine gewöhnliche Frau wiedersah, machte ihn nachsichtiger gegen Caroline.

Hier, in diesem Zimmer hatte er mit seiner Frau gelebt, Felix gespielt. Oft hatten die jungen Gatten es sich ausgemalt, wie hier in dem großen Gebäude Raum sein werde für sie, für den verheiratheten Sohn und für blühende

Enkel, wenn sie selbst an derr Grenzen des Lebens stehen würden! Die Jugend liebt es nur zu sehr, im Gefühl ihrer Kraft, der Zeit zu gedenken, in der sie ihr fehlen wird, und ist doch so voll Lebenslust, daß ihr die Gegenwart allein nicht genügt, daß sie das Glück der vergangenen und kommenden Lebensalter in fröhlicher Erinnerung und in ahnendem Vorgenusse auf einmal empfinden will.

Jetzt, von Caroline getrennt, fühlte er mehr als je, wie eng das Leben der Gatten ineinander verschlungen sei, wie Felix ein festes, heiliges Band zwischen ihnen bilde. Caroline schien ihm weniger Unrecht zu haben, da er augenblicklich nicht mehr von ihr verletzt ward, und in der mildesten Stimmung setzte er sich nieder, ihr zu schreiben, als er einen Brief seiner Frau vorfand, der am Abende angekommen war. Der Diener hatte ihn auf den Schreibtisch gelegt, er war unter andere Papiere gerathen

und Alfred bemerkte ihn erst jetzt. Er lautete also:

„Lieber Alfred! Ich habe die ganze Nacht wachend und in Thränen zugebracht, habe Alles überlegt und kann dein gestriges Betragen gegen mich weder entschuldigen noch begreifen. Ich bin mir bewußt, keine meiner Pflichten gegen dich verletzt zu haben, ich habe kein anderes Interesse als dein Wohl und das Wohl von Felix! Das weißt du selbst.

Unser letzter Streit ist wegen der Unterstützung entstanden, die ich dem Kloster zukommen ließ ohne deine Erlaubniß; aber fragst du mich denn um Rath, wenn du Wohlthaten ertheilst auf deine Weise? Was heißt denn die Unabhängigkeit einer Frau, wenn ich dich erst um Alles befragen soll? wenn du außer dir geräthst, sobald ich einmal selbständig handle? — Und wegen Ruhberg kann und werde ich nicht nachgeben. Du hast und kannst gegen

Ruhberg nichts haben, der ein edler, guter Mensch, ein treuer Seelsorger ist und den alle Welt achtet. Dich verdrießt es, daß ich überhaupt zur Beichte gehe, daß ich nicht, wie du, in stolzer Ueberhebung mir selbst genug bin und Gott verleugne. Dies kann und werde ich nie und werde auch bis zum letzten Athemzuge Mutterpflicht an Felix erfüllen und wenigstens ihn vor deiner Freigeisterei zu bewahren suchen. Lehre du ihn, was du willst; Gott fürchten und fromm sein, soll er von mir lernen. Gib mir nur darin nach und wir werden uns besser vertragen, denn daß du jeden kleinen Streit so schwer nimmst, das ist sehr unrecht von dir und nicht meine Schuld.

Mein Gott! wenn man in der Ehe jedes Wort auf die Goldwage legen, wenn man sich vor seinem Manne, wie vor einem Fremden, beherrschen soll, was wäre da das eheliche Vertrauen? Deine Dichterseele reißt dich hin,

Alfred, in der Ehe einen ewigen poetischen Brautstand zu suchen; laß mich die Vernünftigere, die Ruhigere sein und dir sagen, daß das in der Prosa des Alltagslebens nicht bestehen kann. Man hat im täglichen Leben so viel Verdruß, daß man nicht immer in guter Laune sein kann, daß man einmal ein hartes Wort sagt; aber gerade deine Weise ist von der Art, eine ruhige, verständige Frau verdrießlich und heftig zu machen. Du bist nicht wie andere Männer, du bist gar zu excentrisch und wir sind doch schon eilf Jahre verheirathet, da kann doch eine Frau nicht ewig sich gleich sein.

Ich hoffe, diese Vorstellungen bringen dich mir zurück, denn ich sehne mich nach dir, als ob du nicht achtzehn Stunden, sondern achtzehn Monate fort wärest. Auch Felix fragt unabläßig nach dir und daß in der Wirthschaft ohne den Herrn, trotz meiner strengen Aufsicht, Alles verkehrt gehen wird, kannst du dir denken.

Ich habe nun gesehen, daß du mich verlassen könntest; nun du mir die harte Lehre gegeben hast, wird es wol für beide Theile genug sein. Ich will vergeben und vergessen, darum komme nur bald zurück. Zugleich könntest du mir ein Dutzend Handschuhe, halb hell, halb dunkel mitbringen und der B. sagen, daß ich einen Herbsthut in rosa und einige Hauben spätestens in drei Wochen haben muß. Adieu, lieber Alfred! auf baldige Rückkehr! Frage doch auch wegen der Ofenschirme nach, von denen wir neulich sprachen, und verliebe dich nicht in Berlin, sondern denke an deine treue, dich liebende Caroline."

Während des Lesens verdüsterte sich Alfred's Stirne. Der Brief war ein so treues Bild von Carolinens unliebenswürdiger Weise, von der Unbildung ihres Geistes und Herzens, daß Alfred ihn nicht zu Ende zu lesen vermochte. Er warf ihn verdrießlich auf den Schreibtisch,

ging heftig im Zimmer umher und setzte sich dann zum Schreiben nieder, tiefaufathmend wie Jemand, der an ein schweres Geschäft geht.

Er schrieb lange. Es ward spät in der Nacht. Als er geendet hatte und den Brief durchlas, fand er, der das Wort so allgewaltig zu brauchen wußte, daß er nichts gesagt, von Dem, was er gewollt. Er wünschte Caroline nicht nur auf eine Trennung, sondern auf gänzliche Scheidung vorzubereiten, die ihn nach Empfang ihres Briefes plötzlich unerläßlich dünkte, weil er fühlte, daß zwei so verschiedene Naturen sich nie verstehen würden. Aber wo er mit höchster Schonung zu verfahren gewünscht, klangen seine Worte streng; wo er zart zu sein gestrebt, schien ihm die Wendung kränkend. An andern Stellen fürchtete er, Caroline könne den Wunsch nach neuer Vereinigung darin angedeutet finden, die ganz außer seiner Absicht lag.

Er fühlte, daß er in dieser Angelegenheit

seine gewohnte Klarheit nicht besitze, daß er nicht Ruhe genug habe, selbst für sich zu handeln, deshalb zerriß er das Geschriebene wieder und seine Hoffnung richtete sich auf Julian. Er nahm sich vor, sobald als möglich mit diesem Rücksprache zu nehmen, was er für Caroline thun und wie man es anfangen solle, die schmerzliche Angelegenheit so schonend als möglich zu beseitigen.

Als Alfred an einem der folgenden Abende in das Zimmer des Präsidenten trat, fand er ihn in Aktenstößen vergraben, mit einem seiner Beamten über eine Rechtsfrage verhandelnd. In dem strengen Ernste des Geschäftsmannes, in der schlagenden Kürze seiner Beweise erkannte man den Lebemann nicht wieder, der so weitläufig über die Bereitung einer Mahlzeit zu sprechen verstand. Er fertigte seinen Untergebenen schnell, aber sehr zuvorkommend ab und wen=

dete sich dann mit freundlicher Begrüßung dem Freunde zu.

Dieser erklärte ihm gleich, welche Angelegenheit ihn beschäftige, und bat um den Rath des Präsidenten. Ich dachte, sagte er, als ich von Hause schied, nur an eine Trennung von meiner Frau; ja, ich war in diesen Tagen schon wieder einer Aussöhnung nicht abgeneigt, denn du weißt nicht, wie schwer mir der Entschluß wird. Ein Brief, den ich neulich von ihr erhielt, hat mich indeß bestimmt. Ich fühle, daß wir uns nie verstehen werden, daß ich in dem ewig schwankenden Zustand nicht leben kann. Ich hoffe nicht auf Glück, aber ich verlange Ruhe, innere Ruhe und meine Freiheit wieder. Unsere Ehe muß gerichtlich geschieden werden. Ich kenne die Schwierigkeiten, die man dabei macht; deshalb komme ich, dich zu fragen, wie hilft man sich am leichtesten darüber fort?

Ist deine Frau mit der Scheidung einverstanden? fragte der Präsident.

Sieh, lieber Freund, da fangen die Schwierigkeiten gleich an. Du weißt vielleicht nicht, daß Caroline und ich katholisch sind. Nun fürchte ich, sie wird nicht in die Scheidung willigen, einmal, weil sie sich nicht so unglücklich in unserer Verbindung fühlt, als ich; zweitens, weil ihr die Trennung von Felix schwer sein wird, und endlich, weil sie nach ihren Begriffen durch die Scheidung eine Sünde begeht, ein Sakrament bricht.

Nicht zu vergessen, daß du dich leicht zu einer neuen Ehe entschließen dürftest, was deiner Frau von den Pfaffen verwehrt werden möchte, ergänzte Julian mit seinem ironischen Lächeln.

Alfred beachtete die Worte nicht und fuhr fort: Ferner habe ich die Güter von meinem Großonkel, dem Domherrn, ererbt, und das Testament verlangt, daß sie immer von einem

der katholischen Religion angehörenden und ergebenen Nachkommen der Reichenbach'schen Familie besessen werden, wo nicht, der Kirche zufallen sollen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß die katholische Geistlichkeit unserer Provinz, die eine Abschrift des Testamentes besitzt, ihre Ansprüche erheben wird, wenn es irgend möglich. Dasselbe könnte auch von Seiten eines sehr entfernten Agnaten geschehen. Ich für mein Theil würde mich unschwer entschließen, der Erbschaft zu entsagen, wenn dies das einzige Mittel wäre, mich frei zu machen. Ich habe durch die Fabriken, die ich angelegt, ein Vermögen erworben, das ich mein nennen darf, abgesehen davon, daß mir meine literarische Thätigkeit ein hübsches Kapital abgeworfen, welches ich bis jetzt nie benutzt habe. Die Frage ist nur, ob es irgendwie bedenklich ist, daß mein Felix, als nächster Erbe, die Erbschaft antritt, wenn ich darauf verzichte?

Das hängt ganz von dem Testamente ab, meinte der Präsident, und ich würde dich bitten, es mir zur Prüfung zu übergeben.

Ich habe es dir zu dem Zwecke mitgebracht, hier sind die Papiere. Hast du Muße, dich gleich jetzt damit zu beschäftigen, so möchte ich den Bescheid bei deiner Schwester abwarten.

Thue das, lieber Freund! sagte der Präsident, und setzte sich an die Arbeit, nachdem Alfred zu Therese gegangen war.

Er fand sie schreibend und entschuldigte sich wegen der Störung.

Es ist mir eine Freude, sagte sie, daß Sie kommen und daß es überhaupt diesen Winter recht lebhaft in unserm Hause werden wird. Sie waren der Erste, der sich uns als einen Gast für die langen Abende meldete, und Sie scheinen uns Glück gebracht zu haben. Unser Kreis wird sich noch um eine oder gar um zwei Personen vergrößern.

Und darf ich fragen, wer diese sein werden?

Der eine Gast wird ein Assessor Theophil Sternau sein.

Ein Verwandter von Ihnen? fragte Alfred.

Nein, antwortete Therese, ich kenne ihn gar nicht und darum bangt mir etwas bei dem Gedanken an seine Ankunft. Er soll ein liebenswürdiger Mann, von tiefem Gefühlsleben, aber sehr kränklich und von der Mutter, deren einziges Kind er ist, körperlich und geistig verweichlicht worden sein. Der Vater, um ihn ins Leben einzuweisen, hat ihn angehalten, die juristische Laufbahn zu verfolgen, während Theophil's Neigung ihn zum Landleben hinzog, für das der reiche Landbesitz des Vaters, der selbst Landwirth ist, ihn zu bestimmen schien. Das hat den jungen Mann in mancherlei Zweifel gestürzt, eine unglückliche Liebe ihn in der letzten Zeit tief gebeugt. Er soll körperlich leiden und eine Abspannung, einen Lebensüberdruß

verrathen, die selbst den ruhigen Vater sehr besorgt machen. Während nun der Sohn mehr als je nach Einsamkeit verlangt, sieht der Vater für ihn nur in angestrengter Thätigkeit Rettung, und die Mutter wünscht, daß er sich hier der Behandlung eines bedeutenden Arztes unterziehe. Beide Eltern haben sich an Julian gewendet und dieser hat, als ob es von ihm ausginge, den Assessor auf seiner Reise besucht. Er hat Theophil's Vertrauen erworben, ihn überredet, als Hilfsarbeiter bei seinem Collegium einzutreten und als willkommener Gast in unserm Hause zu leben. Morgen vielleicht wird er schon hier anlangen.

Da sollen Sie also eine Erziehung übernehmen, eine Bekehrung machen! Beides ist entweder sehr leicht oder sehr schwer, bemerkte Alfred.

Das empfinde ich so lebhaft, sagte Therese, daß ich es fast abgelehnt habe, einer Freundin

gefällig zu sein, die mir ihre sechzehnjährige Tochter für einige Zeit anvertrauen will, damit sie hier Unterricht im Tanzen und im Französischen nehmen könne. Es ist nicht zu berechnen, welchen Eindrücken solch ein junges Mädchen in ganz ungewohnter Umgebung ausgesetzt ist, wie sie nachhaltig wirken können. So lieb mir die kleine Agnes war, als ich sie vor Jahren sah, so habe ich doch noch nichts bestimmt versprochen, weil ich mich vor der Verantwortung fürchte, wenn der Aufenthalt in der Residenz das Mädchen in ihren Wünschen und Ansprüchen verändern sollte.

Bei diesen Worten Theresens trat der Präsident in das Zimmer. Ich bin in der Prüfung deiner Papiere mehrmals durch unabweisliche Besuche gestört worden, bester Reichenbach, sagte er, und muß sie nun auf die Frühstunden des nächsten Morgens verschieben, die immer meine ruhigste Arbeitszeit sind. Gönne mir

Frist bis dahin. Ich bin ermüdet von endloser Session und mehr aufgelegt, mit dir und Therese eine Stunde zu verplaudern, als angestrengt eine so wichtige Sache zu prüfen. — Wovon war die Rede, als ich euch unterbrach?

Von den Hausgenossen, die man uns für den Winter zugedacht hat, sagte Therese, und von all den Bedenken, die sich in mir dagegen regen.

Ich begreife diese Besorgnisse nicht, meinte der Präsident. Wären wir Eheleute, ich würde denken, die Erinnerung an Goethe's Wahlverwandtschaften mache dich ängstlich, in denen durch den Zutritt neuer Personen ein altes, anscheinend wohlbegründetes Verhältniß zerstört wird; denn allerdings hat unsere Lage mit den dortigen Zuständen eine gewisse Aehnlichkeit.

Therese lächelte und sagte erröthend: Wirst du mich eine Thörin schelten, wenn ich dir bekenne, daß gerade dieser Gedanke mir selbst ge-

kommen ist und mich beunruhigt hat? Wer weiß, ob dir unsere Häuslichkeit nicht einsam erscheinen wird, wenn unsere Gäste uns verlassen, ob ich dir nicht eine zu ernste Gesellschafterin sein werde, wenn dich die kleine Agnes an größere Fröhlichkeit gewöhnt haben wird.

Das ist prächtig! das ist echte Frauennatur! rief lachend der Präsident. Sie ist wirklich im voraus eifersüchtig auf ein Kind, das ich noch gar nicht kenne. Aber fürchte nichts! sagte er, indem er ihr die Hand bot, lasse die Kleine immerhin kommen, wie ich den Telemach kommen lasse, zu dessen Mentor man mich erkoren hat. Mich und dich trennt Niemand.

Therese küßte dem Bruder die Stirne und sagte dann nach einer kleinen Pause: Erinnern Sie sich wol, Herr von Reichenbach, daß Sie es waren, der mich zuerst mit den Wahlverwandtschaften bekannt machte?

Gewiß! antwortete Alfred, und ich weiß

gar wohl, daß es mir Vorwürfe von Ihrer Mutter zuzog, weil selbst diese verständige Frau von dem Glauben befangen war, daß die Tendenz des Romanes eine unsittliche sei.

Und ist sie dies nicht wirklich? fragte Therese.

Nichts weniger als das! erwiderte Alfred. Unsittlich ist die Tendenz eines Buches, wenn Das, was gegen die Moral- oder die hergebrachten Sittengesetze verstößt, beschönigt, als Recht dargestellt und vom Glück gekrönt wird, wie das jetzt oft in den französischen und deutschen Romanen geschieht. Davon aber finden Sie in den Wahlverwandtschaften kein Beispiel.

Und wie wollen Sie es nennen, fragte Therese, wenn Gatten den Schwur der Treue brechen, der sie unauflöslich an einander bindet? Wie nennen Sie Charlottens Liebe zu dem Hauptmann, Eduard's Leidenschaft für Ottilie? Wie wollen Sie das entschuldigen?

Entschuldigen! rief Alfred. Liebe, Leiden-

schaft entschuldigen? Wer vermag es dem Herzen zu verargen, wenn es vor Leid erbebt, oder vor unendlicher Wonne hochauf klopft? Liebe und Leidenschaft an sich bedürfen nie und nirgend einer Entschuldigung. Jede wahrhafte Liebe trägt wie ein Gottesurtheil ihre Freisprechung in sich.

Und so finden Sie die Personen des Romans frei von aller Schuld? fragte Therese zweifelnd. Mir scheint, mit dieser Ansicht von dem Recht der Liebe heben Sie das heilige Recht der Ehe auf. Nach Ihrer Theorie hätte Jeder das Recht, eine Ehe aufzulösen, wenn er neue Liebe in seinem Herzen sich regen fühlt und — — sie stockte, im Bewußtsein, einen Gegenstand berührt zu haben, der dem Gaste peinlich sein könnte; Alfred selbst aber nahm das Wort.

Glauben Sie denn nicht, rief er, daß in tausend Fällen die Trennung einer Ehe eine

hohe, sittliche That sein könne, daß sie zur heiligsten Pflicht werde.

Gewiß! sagte der Präsident, denn im Grunde ehrt jede Ehescheidung den Gedanken der Ehe.

Wenn zwei Menschen empfinden, daß sie dem Gedanken einer wahren Ehe nicht genügen können, daß sie innerlich getrennt sind, daß sie eigentlich nie zu einander gehörten und sich nur aus jugendlichem Misverstehen verbanden, sollen diese lebenslang zusammengeschmiedet bleiben? Sollen sie mitsammen leben, Unfrieden, Gram und am Ende heiße und edle Liebe für einen andern Gegenstand im Herzen? fragte Alfred heftig.

Therese schwieg mit scheuer Zurückhaltung und Alfred fuhr fort: Verbrechen werden allerdings in den Wahlverwandtschaften begangen. Daß Eduard aus eigensinniger Laune auf eine Verbindung mit der einst geliebten Charlotte besteht, daß diese, ganz gegen ihre bessere Ueber-

zeugung, aus Eitelkeit nachgibt, das ist das erste Verbrechen. Wenn dann die verständige Charlotte den Hauptmann, Eduard die zarte Ottilie liebt, so folgen sie nur dem Gesetz der Natur, die Ungleiches trennen, Zusammengehörendes verbinden will. Das fühlen Alle und hier tritt der Fall ein, in dem die Trennung einer Ehe, wie ich es nannte, zu einer hohen sittlichen That wird. Aber solche Thaten fordern Muth, fordern ein großes, sittliches Bewußtsein. Dies hat keiner von Allen, die es haben müßten. Von dem Kinde Ottilie ist es nicht zu verlangen; Charlotte hat die Einsicht, aber ängstliche Scheu vor dem Tadel der Welt, vor großem Aufsehen hält sie zurück. Der Hauptmann schweigt aus falschem Stolz; Eduard gibt nach aus kleinlicher Schwäche. Das sind die Verbrechen, die Sünden, welche begangen werden in dem Roman, das liefert sie in die

Hände der vergeltenden Nemesis, die hier, wie in der antiken Tragödie, furchtbar waltet.

Ich stimme dir ganz bei, sagte der Präsident, und habe selbst oft gestrebt, Therese für diese Ansicht zu gewinnen. Ich wüßte kaum eine andere Dichtung, in der diese Idee so rein und vollendet ausgesprochen wäre.

Denken Sie nur, rief Alfred, der sich um so mehr von dem Gegenstand hinreißen ließ, als er sein innerstes Seelenleben so nahe berührte, denken Sie nur, Fräulein! Ottilie, der sanfte, hingebende Engel selbst, muß das Werkzeug werden zum Tode des Kindes, das aus der verbrecherischen Umarmung der Gatten entsprang. Sie stirbt verzweifelnd, Eduard folgt ihr nach. Charlotte steht einsam zwischen den Gräbern aller Derer, die sie einst liebte; durch diese Gräber für immer von dem Hauptmann getrennt. Ihr wird das schwerste Loos, zur Strafe, weil sie es gewesen, welche den Fluch

bannen konnte und aus selbstischen Rücksichten das Zauberwort verschwieg.

Ich muß Ihnen in gewissem Sinne beistimmen, sagte Therese, und doch kann ich des Widerwillens gegen diesen Roman nicht Herr werden. Schon auf den ersten Seiten, schon bei dem ersten Schritt in diesen Zauberkreis fühlt man den Athem der Dämonen wehen, die hier walten. Man möchte fliehen, sich losreißen, weil man die Nähe eines furchtbaren Geschickes, die Nähe schwerer Schuld empfindet; aber man ist gebannt durch das allmächtige Wort des Dichters, der uns zu Mitschuldigen macht, weil wir zuletzt selbst Recht und Unrecht kaum noch von einander zu scheiden vermögen. Alle Personen des Romans, Ottilie ausgenommen, sehen die Leidenschaften und die Drangsale hereinbrechen und Jeder überläßt sich in weicher Schwäche der unerlaubten Neigung. Darum nenne ich das Buch unsittlich, darum

flößt es mir, ungeachtet all eurer Erklärungen, ein heimliches Grauen ein, und doppeltes Grauen, weil ich den Sündern nicht zürnen kann, weil ich mich zuletzt, wie sie selbst, willenlos der Gewalt ihrer Leidenschaft hingebe.

Das gerade ist der Triumph der Wahrheit in der Dichtung, sagte Alfred.

Oder das Verbrechen des Dichters, meinte Therese.

Es ist die Wahrheit des Romans und Goethe's vollendete Kunst in der Technik, die das Werk zu einem Meisterstück machen. Es beweist für die tiefe Einsicht Goethe's in das Menschenherz, bemerkte der Präsident, daß wir in seinen Romanen niemals den ganz unnatürlichen Engels- oder Teufelsnaturen begegnen, die uns so häufig geboten werden. Wenn schriftstellernde Frauen uns Engelsgestalten vorführen, die unter dem Mantel ewiger Resignation, nicht Fleisch, nicht Blut, sondern nur

einen zarten Teint und eine frische Toilette haben; wenn ihnen jeder Mensch mit heißem Blut und daraus entspringenden Fehlern gleich wie ein Dämon vorkommt, so liegt das in einer an sich sehr schönen Eigenschaft des weiblichen Gemüths und an gänzlicher Unkenntniß des Menschen und des Lebens. Diese würde ich den Frauen zur Ehre rechnen, falls sie nur nicht schreiben wollten. Daß aber auch Männer uns mit Engeln und Teufeln behelligen, die immer ganz uninteressant sind, weil ihnen die Wahrheit fehlt, das hat mich oft überrascht.

Darin liegt nichts Auffallendes, meinte Alfred; es ist nur ein Zeichen, daß sich auch in der Literatur, wie in allen Künsten, jetzt viel Stümperhaftes findet. Ein schlechter Maler, unfähig selbständig zu schaffen, und eben so unfähig, Das, was er wirklich gesehen hat, treu und schön wiederzugeben, wird aus jedem Portrait eine Caricatur machen, indem er Schönes

sowol als Unschönes übertreibt. Das begegnet in unsern Dichtungen ebenfalls täglich. Das Schlimmste aber scheint mir, wenn das fehlende Interesse an den Gestalten durch die Sonderbarkeit der Begebenheit ersetzt werden soll. Die fabelhaftesten Ereignisse werden aneinander gereiht, mit unnatürlichen Verbrechen, mit Verwirrungen, die ein Wort lösen könnte, stürmt man auf uns ein. Man hetzt uns, da das Reisen Gebrauch ist, durch alle Welttheile, wir müssen mit dem Helden unter den Cedern des Libanon jauchzen, auf Sibiriens Schneefeldern seufzen und haben wir das Alles überwunden, sind wir endlich an das Ziel gelangt, so sind wir nur zu oft herzlich müde und ohne alle innere Anregung, ohne geistige Befriedigung geblieben. Man hat uns ein Märchen erzählt und wir haben die Zeit verloren. Daß Goethe uns in schlichtester Umgebung, in ganz gewöhnlichen Ereignissen das Menschenherz mit seinen

Leidenschaften darzulegen weiß, daß er im Gefühl, Wahrheit sei Schönheit und Schönheit bedürfe der Zierrathen nicht, stets ebenso einfach als edel bleibt, das macht seine Dichtungen für alle Zeiten zu einem Vorbilde, das macht ihn zu einem classischen Dichter.

Alfred schwieg nachsinnend, denn obgleich er mit Theilnahme über die Schönheit der Wahlverwandtschaften gesprochen hatte, so war es doch vornehmlich die Tendenz des Buches, die ihn in diesem Augenblick beschäftigte. Er war leidenschaftlich bewegt, seine Freunde fühlten mit ihm und, nachdem man ihm Zeit zu innerer Beruhigung gegönnt, lenkte man die Unterhaltung andern Gegenständen zu und der Abend ging in erheiternden Gesprächen schnell vorüber.

Am folgenden Tage langte, wie man es erwartet hatte, der Assessor Sternau an und fand sich bald heimisch in dem Hause und der Gesellschaft seiner Gastfreunde. Er war ein hübscher, blonder Mann mit fast weiblichen Zügen und einem durchgebildeten, stillen Wesen, das auf Therese einen wohlthuenden Eindruck machte, weil sie edle Formen im Betragen besonders hochschätzte. Man ließ dem jungen Manne Zeit, sich in die neue Häuslichkeit und die fremde Umgebung zu finden. Man wollte ihn nicht gewaltsam sich selbst und seiner gewohnten Weise entreißen und erst, nachdem er selbst den Wunsch ausgesprochen, führte der Präsident ihn in das Collegium ein.

Theophil ging mit großem Eifer, fast mit einer gewissen Freudigkeit an das Geschäft. Julian's feurige Thätigkeit schien ihn zu beleben und, wenngleich körperlich ermüdet, kam er doch gewöhnlich mit ziemlicher Heiterkeit aus den

Sessionen und von seinen Arbeiten zu Therese, der er bald ein angenehmer Gesellschafter wurde. Er war viel gereist, hatte Menschen und Gegenstände mit Verstand betrachtet, mancherlei Kenntnisse sich zu eigen gemacht und, wenn man ihn schon in keiner Beziehung als besonders bedeutend ansprechen konnte, so mußte man ihn doch für einen liebenswürdigen jungen Mann erklären, der das Talent, angenehm zu plaudern, in hohem Maße besaß. Dabei entwickelte er in näherem Umgange eine solche Geradheit der Gesinnung, eine so große, fast kindliche Gutmüthigkeit, daß man ihm ein herzliches Wohlwollen nicht versagen konnte und Nachsicht mit seinen Schwächen gewann, die namentlich Therese nur seiner Kränklichkeit zuschrieb.

Eva, neugierig und lebhaft wie die Stammmutter im Paradiese, war gleich nach Theophil's Ankunft den Gast ihrer Freunde zu besehen

gekommen, wie sie es nannte, und hatte es nicht verschmäht, ihre fröhlichste Laune, ihre tollsten Einfälle zur Erheiterung desselben mitzubringen. Die laute Fröhlichkeit der jungen Witwe schien aber Theophil mehr zu peinigen als zu erfreuen, während der Präsident sich davon zu gleicher Heiterkeit hinreißen ließ und auch Alfred, der gegenwärtig war, sich dem belebenden Einflusse Eva's nicht entzog. Das hatte einen gar fröhlichen Abend gegeben und je kürzer die Tage wurden, je mehr das schnell wechselnde Wetter den herannahenden Herbst verkündete, um so mehr gewöhnten die Männer sich, die letzten Stunden des Tages bei Therese zuzubringen, wo sich denn auch Eva, sicher, die Freunde zu finden, noch häufiger als sonst einstellte.

Hier im traulichen Kreise ward es Theresen sehr wohl. Sie liebte große Gesellschaften nicht, ihre ganze Natur hatte etwas in sich Gekehrtes und es war ihr gradezu peinlich, sich

über geistige Interessen mit fremden Personen zu unterhalten. Deshalb galt sie bei Leuten, die sie nicht kannten, bald für kalt, bald für stolz oder gar für unbedeutend, während Diejenigen, die ihr nahe standen, ihr die seltensten Eigenschaften des Herzens und des Geistes zusprachen. Von der Mutter zur tüchtigen Haushälterin gebildet, durch Julian's Bequemlichkeitsliebe an höchste Sorgfalt für häusliches Wohlsein gewöhnt, war sie das Ideal einer sorgsamen und zierlichen Wirthin geworden. Man empfand in ihrem Hause, in ihrer Nähe ein körperliches Behagen, das sich ganz unmerkbar dem Geiste mittheilte, sodaß Jeder sich nicht nur frei und ungehindert, sondern durch die Liebenswürdigkeit der Geschwister selbst geistig gehoben bei ihnen fühlte.

Auch Julian fand die neue Lebensweise in seinem Hause sehr angenehm und während er sonst an jedem Abend, wäre es auch nur für

eine Stunde gewesen, zu Sophie zu gehen pflegte und das französische Theater nie zu besuchen versäumte, so oft diese auftrat, unterließ er jetzt bald das Eine, bald das Andere, sich bei sich selbst und bei der klagenden Geliebten mit Rücksichten für seine Gäste oder mit andern Ausflüchten entschuldigend. Therese sah das mit großer Freude. Ihr war des Bruders Verhältniß zu Sophien ein Gegenstand des Kummers und manch schmerzlicher Berührung gewesen, und sie hatte nie aufgehört, eine Lösung dieser Verbindung zu wünschen. Aus Widerwillen gegen Sophie hatte sie das französische Theater selten besucht, Julian sie niemals dazu zu überreden gestrebt. Er war stets allein hingegangen, so sehr er außerdem Theresens Begleitung liebte, und hatte seinen Platz zunächst der Bühne gehabt, um ganz in Sophiens Nähe zu sein.

Deshalb überraschte es Therese, daß Julian

an einem Abende den versammelten Freunden den Vorschlag machte, ob man nicht für das Benefiz eines beliebten französischen Schauspielers am nächsten Tage eine Loge bestellen und gemeinschaftlich hingehen wolle? Alle waren es zufrieden und fanden sich um die bestimmte Zeit in der Loge zusammen.

Man gab ein neues Schauspiel, in dem Sophie eine Hauptrolle hatte. Sie trat mit gewohnter Sicherheit und Anmuth auf, und Alfred, der sie noch nicht gesehen, war von dem edeln Ausdruck ihres Profils, von ihrer ganzen Erscheinung auf das lebhafteste angezogen. Sie stellte eine Frau dar, die von ihrem Gatten verrathen, von ihm aus blinder Eifersucht der Untreue angeklagt wird, während sie ihn leidenschaftlich liebt und in stiller Demuth die ungerechten Vorwürfe, die bittern Kränkungen erträgt, nur bemüht, dem Auge der Welt das unwürdige Betragen ihres Mannes

zu verbergen, um ihn und seine Ehre nicht dem Tadel der Fremden preiszugeben.

Sophiens erster Blick suchte den Präsidenten auf dem gewohnten Platz. Sie hatte ihn mehre Tage nicht gesehen, ihn schriftlich gebeten, mindestens im Theater zu erscheinen, und er hatte es ihr zugesagt. Nun sie ihn vermißte, schien sie unruhig zu werden, und Julian, der jede Bewegung Sophiens kannte, dem kein Ton ihrer Stimme fremd war, konnte bemerken, daß sie ihrer Aufregung kaum Herr zu bleiben vermochte, als sie ihn mit Therese und Eva in der Loge erblickte. Sie kannte Eva dem Namen nach; das Gerücht einer möglichen Verbindung zwischen dieser und dem Präsidenten hatte ihr Ohr erreicht und war ihr ein Anlaß zu lebhafter Eifersucht geworden. In diesem Augenblick hielt sie ihr Schicksal für entschieden und Julian hatte nicht einmal die Rücksicht für sie, ihrer glücklichen Nebenbuhle-

rin den Anblick des Jammers zu entziehen, der ihre Brust zerriß und der, das fühlte sie, aus jedem Worte widerklingen mußte, das sie aussprach. Sie war dem Erliegen nahe. Aber sie raffte sich empor und mit der edelsten Haltung spielte sie ihre Rolle weiter, die in vielen Scenen die sprechendste Aehnlichkeit mit ihrer eignen Lage darbot.

Als sie dem untreuen Gatten Vorwürfe machte, als sie von ihrer glühenden Liebe, von der Unmöglichkeit, für einen Andern zu leben, sprach und ihr flammendes Auge zu Julian emporblickte, verließ dieser die Loge. Therese ward tief erschüttert. Sie weinte, fast kein weibliches Auge im Theater war ohne Thränen und das ganze Publikum überhäufte die beliebte Künstlerin mit einem Beifallssturm, wie ihn nur der lebhafteste Enthusiasmus hervorzurufen vermag. Alfred war ganz entzückt von der Darstellung. Theophil lehnte sinnend in der

Logenecke und schien Eva's Plaudern gar nicht zu bemerken, die während der rührendsten Scenen ihn bald dies, bald jenes gefragt hatte und fröhlich lachend auf die Bühne hinabsah, während Sophiens Klagen rührend die Seelen der Hörer durchzitterten. Wie ein Dolchstoß zuckte dies Lachen durch Sophiens Brust, sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, spielte immer leiser sprechend weiter, sank dann ohnmächtig ihrem Mitspielenden in die Arme und die Vorstellung mußte beendet werden.

Zeichen der allgemeinsten Theilnahme, des lebhaftesten Bedauerns wurden laut. Nie war Sophien ein ähnlicher Anfall zugestoßen. Man blieb noch in den Logen, man wollte Nachricht von ihrem Ergehen haben, die Ursache des Zufalls wissen. Therese, der ihr weibliches Gefühl die Lösung des Räthsels leicht machte, war sichtlich bewegt und wendete sich von Eva ab, die noch immer lachend sagte: Wenn ihr eine

Vorstellung hättet, wie komisch all das Tragiren erscheint, wenn man, wie ich, nicht ein Wort Französisch versteht, ihr würdet lachen wie ich. Ich bin heute zum Erstenmal in einer französischen Vorstellung und es ist ein wahres Glück, daß der Präsident uns grade in ein Trauerspiel geführt hat, denn wäre es noch obenein ein Lustspiel gewesen, ich hätte vor Lachen sterben müssen.

Lache nur jetzt nicht, bat Therese verdrießlich, wo das ganze Publikum in so entgegengesetzter Stimmung ist, du fällst dadurch auf, Eva!

Man hatte einen Augenblick auf Julian gewartet, als man das Theater verlassen wollte. Da er nicht kam, nahm Therese Alfred's Arm, Theophil führte Eva und man stieg die Treppen hinab.

Diese Harkourt ist die größte Künstlerin in ihrem Fache, die ich jemals gesehen, sagte Al-

fred, und sie muß überhaupt eine geistreiche, gefühlvolle Natur sein. Ich wünsche wol, sie persönlich kennen zu lernen. Welche Wahrheit in der Darstellung der Leidenschaft! so spielt man nur, was man vollkommen versteht. Nur etwas mehr Stolz hätte ich ihr gewünscht, den ungerechten Anschuldigungen gegenüber, die der Gemahl auf sie häuft.

Therese, im Innern lebhaft mit Sophien und den Ereignissen der letzten Augenblicke beschäftigt, ging schweigend neben Reichenbach her, seine Worte bedenkend. Plötzlich sagte sie nach langer Pause: Das grade ist das Wahrste in Sophiens Spiel gewesen! sie muß die Liebe bis zu ihrem Höhepunkte kennen. Ihr Männer urtheilt, wie ihr es versteht, ihr sprecht von Stolz in der Liebe. Mein Gott! Stolz in der Liebe! — wiederholte sie leise.

Und zweifeln Sie, daß es den gäbe? fragte Alfred. Zweifeln Sie, daß es einen Grad der

Kränkung gibt, dem gegenüber es Pflicht wird und Nothwendigkeit, sich mit dem Gefühl der eigenen Würde zu waffnen, um nicht unter- zugehen?

Ich weiß nicht, entgegnete Therese, ich fände die Kraft dazu nicht in mir, selbst wenn ich sie finden wollte. Stolz setzt Eigenliebe vor- aus und wahre weibliche Liebe ist ganz Hinge- bung, ganz Demuth. Wie kann man Stolz empfinden, wo man in anbetender Liebe vor seinem Schicksal kniet? Daß Sophie Harkourt allen Mishandlungen gegenüber ganz Liebe bleibt, daß sie kein anderes Gefühl darstellt, als den tiefen Kummer, nicht geliebt zu werden, die tiefe Betrübniß, nicht von ihrer Liebe überzeu- gen, nicht durch sie beglücken zu können, das ist ja eben so groß und so wahr in ihr.

Sie werden wenig Frauen finden, die diese Ansicht mit Ihnen theilen, meinte Alfred, so

anbetenswerth diejenigen auch wären, die danach handelten.

Weil wenig Frauen groß genug sind, sagte Therese mit schöner Erhebung, die göttliche Liebe zu fassen, mit der die Frauen des alten Testamentes sprachen: „Herr! ich bin deine Magd." — Wie viel Frauen kennen denn die Wonne, aufzugehen in einer großen Liebe, sich ihr hinzugeben ganz ausschließlich und nichts zu wollen als sie?

Therese! rief Alfred im Tone reinster Freude, theure Therese, jetzt endlich finde ich Sie wieder; das ist das warme, das schöne Herz, das ich früher kannte, in das ich blicken durfte, als wir Beide noch gar wenig vom Leben wußten. Ich glaube noch an die Ideale unserer Jugend, aber haben Sie, außer der Ihren, viele Seelen gefunden, die dieser unselbstischen Liebe fähig waren?

Nein, nur wenige! antwortete Therese, doch

das war nicht Schuld der weiblichen Natur, denn dieser wohnt der Trieb inne, sich zu verlieren in der Liebe zu dem Manne ihrer Wahl. Es ist die Schuld der weiblichen Erziehung und unserer misgestalteten Verhältnisse. Nicht die Liebe ist es, was die Meisten verlangen, es ist die einträgliche Stelle einer Hausfrau, das gesicherte Dasein einer solchen. Sie heirathen, um den Tand zu besitzen, den Flitter, an dem ihr Herz hängt, der sie beglückt; sie wollen glücklich sein, nicht glücklich machen. Jene Liebe, welche die Harkourt uns zeigte, die einzig wahre, die will nichts für sich, als lieben dürfen, als leben oder sterben für den Geliebten!

Nicht auch dem Geliebten ganz zu eigen sein, ihn ganz ihr Eigen nennen? fragte Alfred. Glauben Sie, daß es eine wahre Liebe gibt, die nicht nach gänzlicher Vereinigung strebt? Ich halte das für ihr Kennzeichen. Schelten Sie mich roh, eigensüchtig — ich muß

es ertragen. Ich hasse alle Entsagungstheorien. Ich will besitzen, was ich liebe, es soll mein sein und müßte ich es der Welt abtrotzen. Ja! ich hasse sie tief, die bleichen Entsagungstheorien, denn wir sind sicher zum Glück, nicht zur Entsagung geschaffen.

Der Muth zum Kampfe und die Lust daran mögen in der Natur des Mannes liegen, ich habe Beides nicht, entgegnete Therese. Der bloße Gedanke an große Zerwürfnisse ängstigt mich, ich habe Furcht vor dem Urtheile der Menge; ich wäre untröstlich, müßte ich je einen Schritt thun, der die Augen fremder Leute auf mich zöge. Ich begreife nicht, wie eine Frau es überwindet, mit der Oeffentlichkeit in Berührung zu treten.

Und doch haben Sie eben die Harkourt bewundert? Glauben Sie nicht, daß diese einen Beruf erfüllt? Sagten Sie nicht eben, daß Sie sie einer großen, wahren Liebe fähig hiel-

ten, einer Liebe, die jeder weiblichen Natur den höchsten Adelsbrief ertheilt?

Da Therese schwieg, nahm Alfred nach einer Weile das Wort und sagte: Warum verbergen Sie Ihr besseres Gefühl, warum wollen Sie, die eben in so großer Seelenschönheit vor mir standen, klein sein und von Vorurtheilen befangen? Ich weiß, was Sie gegen die Harkourt einnimmt — aber Sie haben Unrecht.

Wohl möglich, antwortete Therese, doch ich mag die Frauen nicht, die den Muth haben, sich über Vorurtheile wegzusetzen; dieser Muth ist Feigheit in meinen Augen.

Das ist hart! sagte Alfred.

Theresens Arm zitterte in dem seinen und mit bebender Stimme sagte sie: Begreifen kann ich es, daß eine Frau aus Liebe so feig wird, nicht entsagen zu können, sich selbst untreu zu werden — vergeben kann ich es nie.

So beten Sie, daß nie die Stunde der

Versuchung komme! rief Alfred ernst, als sie Theresens Wohnung erreicht hatten und er sich empfahl, während Theophil und Eva mit ihr in das Haus gingen, um den Abend bei ihr zuzubringen.

Ich komme, dich zu fragen, sagte an einem der nächsten Tage Herr von Reichenbach zu dem Präsidenten, ob du das Testament geprüft hast und was du davon hältst?

Der Präsident zog bedenklich die Schultern in die Höhe und meinte, die Sachen stehen nicht sehr günstig. Ich halte es nicht für unmöglich, daß der Klerus in einer Ehescheidung einen Austritt aus dem Kirchenbunde sieht, da ihm thörichter Weise von dem Erblasser eine Art geistlicher Aufsicht über die Besitzer des Nachlasses eingeräumt ist. Indeß fehlen noch die beiden Codicille, von denen du mir gesagt

hast und ohne die ich dir darüber und wegen der Nachfolge deines Sohnes keine bestimmte Auskunft geben kann.

Alfred bedauerte, diese Papiere nicht zur Hand zu haben, sie waren in Rosenthal geblieben und er konnte sie nicht gut von einem Andern hervorsuchen und sich nachsenden lassen. Der Präsident rieth ihm selbst davon ab und fügte hinzu: Ueberhaupt, Alfred, würde ich an deiner Stelle die Sache nicht auf die Spitze stellen. Was gewinnst du bei dem Scheidungsprozesse?

Welche Frage! rief Alfred, ich lebe in der unglücklichsten Ehe, ich will mich trennen und du fragst, was ich gewinne? — Ich gewinne meine Freiheit wieder.

Und fehlt dir die jetzt? fragte der Präsident. Bist du nicht frei in diesem Augenblick? Wärst du ein armer Bürger, der sein kümmerliches Geschäft betreibt und eine Schar kranker

Kinder hat, die einer Mutter bedürfen, wenn die rechte Mutter nichts taugt, so begriffe ich deinen Wunsch, von der einen Frau geschieden zu werden, wenn du eine andere nehmen wolltest. Für dich aber ist es ein unkluger Schritt. Du liebst deine Frau nicht, aber du liebst keine Andre. Gut! so lebe du hier und mag sie dort nach ihrer Neigung schalten. Der Plan, dich von deiner Frau zu trennen, war vernünftig; das machte dich frei und gab kein unnützes Aufsehen. Der Vorsatz, dich gerichtlich scheiden zu lassen, ist unpraktisch, macht dich nicht freier und wird großes Gerede geben, da auf dich, den beliebten Autor, die Augen der Menge gerichtet sind. Zur Scheidung ists noch Zeit, wenn du einmal eine neue Ehe eingehen wolltest, bis dahin warte damit. Was soll überhaupt die unnütze Eile?

Alfred saß nachdenkend da. Es lag Wahrheit in den Behauptungen des Präsidenten und

dennoch war Etwas darin, das widerwärtig und abstoßend erschien. Was uns leidenschaftlich bewegt, was uns Lebensfrage geworden, von Andern kalt beurtheilt, es zum Gegenstande einer Berechnung gemacht zu sehen, hat immer etwas Schmerzliches und Verletzendes. Zudem verlangt ein Gemüth, wie das unseres Dichters, nach Schönheit, nach vollständigem Genügen, und in der Halbheit, die der Präsident ihm vorschlug, fanden auch diese Ansprüche sich nicht befriedigt.

Mir sind gewaltsame Schritte zuwider, sagte Alfred nach einer Pause, weil sie mein Gefühl beleidigen; das, was du Aufsehen nennst, ist mir aber sehr gleichgültig. Ich bin es gewohnt, dem Publikum gegenüber zu stehen mit meinem Dichten und Wirken; ich scheue es nicht, ihm auch meine eigensten Verhältnisse darzulegen, denn ich thue Nichts, was ich nicht

vertreten kann, nichts als Das, was ich für mein heiligstes Recht, für meine Pflicht halte.

Wer spricht denn davon, daß du ein Unrecht zu verheimlichen hättest? entgegnete der Präsident. Aber denke dir nur die Bemerkungen der Fremden, das Herumschleppen vor den Gerichten und Alles, was daran Widriges hängt, so wirst du mir beistimmen.

Das fällt fort, meinte Alfred, wenn Caroline ebenfalls in die Scheidung willigt.

Ganz und gar nicht! nur bei kinderlosen Ehen genügt die gegenseitige Einwilligung zu einer Trennung und du bist auch noch nicht einmal von der Zustimmung deiner Frau überzeugt. Folge mir, Alfred! laß die Angelegenheit noch eine Weile schweben, wer weiß, wie sich Carolinens Ansicht, deine eigene Meinung ändert; das Aeußerste zu thun, bleibt dir ja noch immer Zeit.

Caroline schreibt mir fortwährend und in

einer Weise, daß ihre Briefe mich für viele Tage verstimmen, sagte Alfred.

Schicke sie uneröffnet zurück.

Das vermag ich nicht, ich kann meiner Frau nicht wehe thun. Zudem ist Felix noch dort.

So hole ihn her, sagte der Präsident. Du hast mir, denke ich, schon vor einiger Zeit gesagt, daß du einen Lehrer für ihn gefunden und Alles für seinen hiesigen Aufenthalt vorbereitet hättest.

Julian! rief Alfred schmerzlich, wenn du dir vorstellen könntest, wie tief ich leide, wie all diese Verhältnisse mir die Seele zerreißen, du würdest mich weniger schwach schelten, als ich dir offenbar erscheine. Felix durch einen Fremden von der Mutter abholen zu lassen, scheint mir eine entsetzliche Härte; und ich selbst? — Ich kämpfe seit vielen Tagen mit dem Gedanken, wie ich es anfange, mir den Sohn her-

zuschaffen, ohne daß die arme Caroline es zu schwer empfindet. Ich will selbst nach Rosenthal, aber mir bangt in tiefster Seele vor dem Wiedersehen und vor der Trennung.

Fasse einen festen Entschluß und gehe morgen, sagte der Präsident.

Morgen? wiederholte Alfred, ich würde dann gerade am achtundzwanzigsten, an Carolinens Namenstage eintreffen — das ist unmöglich. Er seufzte tief und sagte: Aber ich werde bald thun, was gethan sein muß. Ich werde zu ihr reisen, werde Felix mitbringen und mir ihre Zustimmung zu unserer Scheidung zu verschaffen suchen. Ich muß der Sache ein Ende machen, dieses beständige Schwanken ertrage ich nicht.

Thue, was du nicht ändern kannst, meinte der Präsident, und im Grunde kann ich dich so hart nicht tadeln, denn auch ich habe heute einen entscheidenden Schritt gethan, um mich

aus peinlichen Verhältnissen zu erlösen. Ich habe mit Sophie gebrochen.

Heute? fragte Alfred bestürzt, heute? nach dem neulichen Vorfall? Nimmermehr!

Gerade deshalb, sagte Julian. Ist ihr Betragen denn nicht höchst verletzend für mich gewesen? Wie eine Rasende spielt sie Komödie in der Komödie, macht mich zum Zielpunkt für alle Blicke, und weshalb? — weil irgend ein närrischer Mensch ihr vorgeschwatzt, ich wolle Eva heirathen. Ich sah den Sturm heranziehen, ich verließ die Loge, um sie in ihrer Garderobe aufzusuchen; kaum aber bin ich dort, so bringt man sie ohnmächtig herein, die andern Schauspielerinnen stürzen hilfeleistend nach und sie erwacht mit meinem Namen auf den Lippen. Nun geht die interessante Neuigkeit von der Bühne ins Parterre, von dem Parterre durch die ganze Stadt und ich bin heute, Dank

Eva's Kinderei und Sophiens Wahnsinn, das Gespräch der Kaffeehäuser.

Er ging verdrießlich im Zimmer umher. Und ist sie dir denn gar nichts mehr? fragte Alfred. Ich bin überzeugt, daß sie dich leidenschaftlich liebt; gilt dir das nichts?

Wie kann mich freuen, was mich quält? Du sprichst von Liebe, als ob wir junge Männer wären, als ob ich Theophil von seiner ungetreuen Schönheit sprechen hörte. Die Zeiten sind vorbei. Wer hat denn Muße zu einer großen Liebe? Sophie und ich, wir haben uns nicht verstanden, sie fordert mehr, als eine Frau verlangen dürfte! Ich werde sie nicht wiedersehen.

Und heute gerade wollte ich dich zu ihr begleiten. Sie hat mich neulich so mächtig angezogen, daß ich begierig bin, sie näher kennen zu lernen.

Das trifft sich sehr glücklich, sagte der Prä-

sident, denn ich wollte dich bitten, zu ihr zu gehen. Ich verlange es als einen Freundesdienst von dir. Stelle ihr vor, wie die Sachen stehen. Sieh zu, daß du sie von Uebereilungen, von Thorheiten abhältst. In Stunden der Aufregung pflegte sie das Unerhörteste zu lieben, das Ungewöhnlichste zu thun. Beruhige sie und rathe ihr, sich verständig in das Unabänderliche zu fügen. Solche Frauen bedenken nicht, wie sehr wir den Anstand zu schonen haben, wie die Augen der Vorgesetzten und der Untergebenen auf uns ruhen, wie die ganze Journalistenmenge nur darauf wartet, einem hochgestellten Beamten etwas anhaben zu können! Sophie hat mir schon die unangenehmsten Verwickelungen zugezogen und —

In dem Augenblick klopfte es an die Thüre, eine Stimme rief: ich bitte um Audienz! und Eva trat herein, Theophil nach sich ziehend.

Julian's Antlitz erheiterte sich sogleich, er ging der jungen Frau entgegen, küßte ihr die Hand und führte sie zum Sopha. Was schafft mir das ganz unerwartete Glück, theure Cousine! Sie in meinem Zimmer zu sehen? fragte er galant.

Man sagte mir, daß Sie um diese Zeit Audienz ertheilen, und ich komme, Sie in einer wichtigen Angelegenheit zu Rathe zu ziehen. Hier der Assessor Sternau hat mich schwer verletzt und beleidigt und Sie, Herr Präsident! sollen mir Recht verschaffen und eine glänzende Genugthuung; ich werde Sie königlich dafür belohnen.

Ich bestreite aber dem Präsidenten, als Ihrem Verwandten, gnädige Frau, das Recht, Richter in unserer Angelegenheit zu sein. Er ist nicht unparteiisch, wendete Sternau scherzend ein.

Wo fänden Sie denn einen Richter, lieber

Sternau! sagte der Präsident, der nicht augenblicklich für Ihre schöne Gegnerin Partei nähme, sobald sie in Person die Klage anbringt? — Das ist ein Nachtheil des öffentlichen Verfahrens, welches jetzt so heiß begehrt wird. Aber fürchten Sie nichts. Klägerin hat mich selbst oft so schwer gekränkt, daß die dadurch bewirkte Animosität ein Gleichgewicht gegen meine sonstige Vorliebe bilden wird. Rechnen Sie Beide auf volle Unparteilichkeit und, Frau von Barnfeld! beginnen Sie Ihre Klage, ich bin ganz Ohr!

Erstens, sagte Eva, hat Herr von Sternau mich zwei Stunden tödtlich gelangweilt.

Wodurch? fragte der Präsident.

Mein Gott! wodurch — durch Langeweile. Er hat mit Therese sehr ernsthaft über Unsterblichkeit gesprochen —

Sie haben uns nicht dazu kommen lassen, gnädige Frau! wendete der Assessor ein.

Nicht? fragte Eva — und woher, als von Ihnen, wüßte ich denn in diesem Augenblick, daß Mendelsohn einen Phaeton — oder wie es sonst heißt, geschrieben hat? Woher wüßte ich, daß Spinoza der Urheber des — Julian, heißts Pantheismus? fragte sie sich unterbrechend.

Der Präsident nickte bejahend und sie fuhr fort: daß der Spinoza also den Pantheismus erfunden hat? Glauben Sie, irgend ein anderer Mann wird einer lebenden Frau von so todten Dingen vorsprechen, wie Unsterblichkeit und Seelen? Wer es gehört, hätte glauben müssen, der Pastor sei da und Therese oder ich lägen im Sterben.

Die Männer lachten und Eva fuhr, dadurch ermuthigt, fort: Als ich es gar nicht mehr aushalten konnte und, um nur ein vernünftiges Wort zu hören, Therese fragte, wo sie ihren

Winterhut kaufen werde, hat mir Sternau ein wüthendes Gesicht gemacht und dann geschwiegen.

Das ist kein Verbrechen! sagte Theophil.

Mindestens keine Verbalinjurie! meinte der Präsident. Man würde es höchstens als eine Unterlassungssünde bezeichnen können und die gehört nicht vor mein Forum. Aber was haben Sie weiter vorzubringen?

Darauf, da Herr Sternau eigensinnig schwieg, forderte ich ihn auf, mit mir à quatre mains zu spielen. Er lehnte es ab, weil er Kopfweh habe.

Das ist Ihnen gegenüber ein Verbrechen, sagte der Präsident; wie kann man etwas empfinden, als heftiges Herzklopfen, wenn man Sie sieht?

Sie sind liebenswürdig! rief Eva freudig, ich ahne es, Sie schaffen mir Genugthuung. Nun hören Sie, nun kommt die Hauptsache. Als er sich hartnäckig geweigert, mit mir zu

spielen, habe ich mich beschieden, mich ganz still an das Clavier gesetzt und Galoppaden gespielt — ganz leise, weil er Kopfschmerz hatte, so gut war ich. Kaum aber habe ich einige Takte versucht, so sprechen sie wieder von Unsterblichkeit. Ich bitte sie, stille zu sein, mir zuzuhören, da steht Herr Sternau auf und will hinaus. Ich springe ihm nach: Halt! mein Herr! habe ich Ihre langweilige Unsterblichkeit ausgehalten, so halten Sie meine Galoppaden aus. Ist das nicht recht und billig, Herr von Reichenbach, ich frage Sie?

Vollkommen! bestätigte dieser.

Und nun hören Sie, was er antwortet. Ich schäme mich, es zu wiederholen. Er sieht mich an, lacht und spricht: Ich muß sterben, wenn ich noch länger all die falschen Accorde hören soll, schöne Frau! und Sie wollen ja nicht einmal, daß ich mich während des mar-

tervollen Todes mit dem Gedanken an die Unsterblichkeit tröste.

Das hat der Angeklagte wirklich gewagt? fragte der Präsident lachend. Was haben Sie zu Ihrer Vertheidigung zu sagen?

Ich muß in allen Punkten mein Unrecht eingestehen, antwortete Theophil, ich fühle mein Verbrechen und wollte gar nicht erscheinen, sondern mich in contumaciam verurtheilen lassen, aber meine Gegnerin bestand darauf, daß ich mit ihr gehen und in Person mein Urtheil anhören sollte.

So wäre denn keine weitere Vernehmung, kein Zeugenverhör nöthig, erklärte der Präsident, die Acten sind geschlossen, das Urtheil kann gefällt werden, und ich erkenne, daß der Assessor Sternau sich gegen einen Höherstehenden einer groben Injurie schuldig gemacht hat, denn Frau von Barnfeld ist ein Engel und Herr Assessor Sternau nur ein sterblicher Mensch.

Deshalb mag er Frau von Barnfeld demüthig um Verzeihung bitten, sich als den ärgsten Sünder bekennen und entweder sich für ihren Gefangenen auf Lebenszeit erklären, oder die Gefängnißstrafe auf recht galante Weise abzubüßen suchen. Zugleich verurtheilen wir ihn aber nur in die Hälfte der Prozeßkosten, da er während des Streites die Klägerin „schöne Frau" genannt, was sein Unrecht mindert und von der Klägerin mit Uebernahme der halben Kosten anerkannt werden muß, und das von Rechts wegen.

Theophil kniete auf Eva's Verlangen nieder, bat um Vergebung und durfte ihre kleine Hand zum Zeichen der Versöhnung küssen. Dann sprang sie fröhlich von ihrem Platze auf, reichte dem Präsidenten beide Hände und sagte: Sie sind weise wie der König Salomo, Gott lohne es Ihnen, daß Sie einer armen, schwergekränkten Wittib zu ihrem Rechte verhelfen,

daß Sie die verfolgte Unschuld nicht unterdrücken lassen. Ich danke Ihnen dafür und nun kommen Sie zu Therese, die uns erwartet.

So weit sind wir noch nicht, bedeutete der Präsident; Sie haben die Hälfte der Kosten noch nicht bezahlt und sind mir auch noch die königliche Belohnung schuldig, die Sie mir versprochen haben.

Das ist wahr, rief Eva; was verlangen Sie?

Können Sie fragen, was man von Ihnen verlangt? fragte der Präsident, was Ihr Cousin von Ihnen fordert?

Sehen Sie, Herr von Reichenbach, jetzt wird er wieder Cousin! neckte Eva, während eine glühende Röthe ihr Gesicht überzog. Aber daraus wird nichts, Julian! gewiß! daraus wird nichts. Sie sind unausstehlich — sehen Sie mich nicht so lächelnd an.

Er hatte ihre Hand ergriffen, sie machte

sich los und lief hinaus. Noch im Abgehen rief sie: Ich fahre ins Theater, leben Sie wohl, Julian; heute sehen wir uns nicht mehr.

So werde ich mir morgen meine Gebühren einfordern kommen, antwortete der Präsident und, gegen die Freunde gewendet, bemerkte er: dieser ewige Frohsinn ist für mich bezaubernd.

Das begreife ich nicht, meinte Alfred, denn, wie bei dem ersten Begegnen, läßt Eva mich auch jetzt ganz kalt. Sie erscheint mir noch immer wie ein schöner Schmetterling, den man einen Augenblick bewundernd anstaunt, der uns aber doch ermüdet, wenn er sich rastlos vor unsern Augen bewegt.

Sie haben Recht, Herr von Reichenbach! rief Theophil, eine Frau, wie diese, könnte ich niemals lieben. Ihr muß die Blume des Gemüthes fehlen, die nur in der schönen Ruhe der Weiblichkeit erblüht.

Sind das Thoren! lachte der Präsident, sind

das biedere Deutsche! — Aber wer denkt denn an Liebe, wer denkt denn an Ehe? Wie der Schmetterling nur da ist, sich und uns zu erfreuen, so gibt es Frauen, geschaffen, zu spielen und zu entzücken. Champagner stillt den Durst des Verschmachtenden nicht; aber sein perlender Schaum belebt die abgespannten Nerven des Leidenden und zaubert strahlendes Licht in die düstern Nebel, die ihn umlagern. Wißt Ihr denn, ob ich nicht auch einmal solch ein Leidender bin? Könnt Ihr wissen, ob ich nicht der Erheiterung bedarf? Eva, die blonde, tändelnde Eva ist vielleicht der Champagnerschaum, in dem ich mich berausche, und dazu ist sie wie geschaffen.

Egoist! schalt Alfred.

Sie sind ein zu großer Epikuräer, meinte Theophil.

Als ob von meinem Egoismus die kleine Frau nicht mehr Freude, nicht mehr Genuß hätte, als von eurer Bedächtigkeit und Tugend!

Lernt endlich den weisen Epikur, lernt endlich einmal das Leben verstehen! Ihr sollt genießen und genießen lassen, das ist der Zweck des Daseins! den erfülle ich mit Andacht! — sagte Julian, als man sich trennte.

Alfred konnte nicht aufhören an Sophie zu denken, er hatte Mitleid mit ihr, er wünschte zu wissen, wie sie die Trennung von dem Präsidenten ertrage; er wollte dessen Aufträge ausrichten. Deshalb ging er zu ihr und ließ um die Erlaubniß bitten, sie zu sehen.

Sophie nahm seinen Besuch an. Als Alfred eintrat, war es hoher Mittag, darum überraschte ihn die Dunkelheit, welche in dem Zimmer herrschte. Alle Vorhänge waren heruntergelassen, die Jalousien fast ganz geschlossen. Sophie hatte in einem Lehnstuhl geruht. Sobald sie Alfred's Schritte hörte, stand sie auf,

ging ihm entgegen und sagte: Sie sind ein Freund des Präsidenten von Brand, Herr von Reichenbach, Sie kommen von ihm. Was bringen Sie mir?

Es war nicht allein der Wunsch meines Freundes, entgegnete Alfred, der mich herführte, sondern auch das eigne Verlangen, Sie kennen zu lernen, Ihnen zu danken für den Genuß, den Sie mir durch Ihre Kunst gewährt.

Wieder Einer, der mir Weihrauchdampf bietet, wo ich verschmachtend nach Lebensluft verlange! Wieder Einer, der sich an fremdem Herzblut erfreut! Lieben Sie den sterbenden Fechter? fragte sie spöttisch —

Ja! sagte Alfred, denn ich sehe in dem Todeskampf desselben, daß die starke Seele das Leid besiegen, daß sie den Tod überwinden, daß sie rein eingehen wird in ein schöneres Dasein.

Sophie sah ihn lange prüfend an; ihr großes, dunkles Auge ruhte fest auf ihm, dann sagte

sie: Den Tod zu überwinden, das ist leicht, aber wie erträgt man das Leben, mit dem Tode im Herzen? — Ich habe viele Tage und Nächte daran gedacht, wie ich leben solle ohne Julian's Liebe, ich habe nach einem Gedanken gesucht, an dem ich mich aufrichten, an den ich mich halten könnte. Ich finde keinen. Man bricht die Blume, um sich an ihrem Duft zu erfreuen, und man wirft sie von sich, wenn sie uns nicht mehr reizt. Aber ein Herz von sich zu stoßen, das mit all seinen Fasern an ihm hängt, das nur in der Liebe zu ihm lebt, das hätte ich ihm niemals zugetraut.

Sie faltete die Hände zusammen und große Thränen fielen langsam aus ihren Augen, während sich keine Miene ihres Gesichtes verzog. Sie war noch im tiefsten Leide schön, das ist nur wenig Auserwählten gegeben.

Alfred ehrte ihren Schmerz durch sein Schweigen. Als er sie gefaßter sah, sagte er: Gönnen

Sie es mir, Sie auf sich selbst zu verweisen. Eine Natur wie die Ihre muß eine Lebenskraft in sich haben, die sie über Schmerzen fortträgt, an denen gewöhnliche Frauen sich verbluten.

Sie schüttelte zweifelnd das Haupt. Gewöhnliche Frauen? und was bin ich als ein gewöhnliches Weib ohne Julian's verklärende Liebe? Was bin ich ohne Julian? Was bleibt mir, wenn ich ihn verliere?

Die Kunst! antwortete Alfred. Wie Viele haben gleich Ihnen das schwerste Leid empfunden und besaßen nicht, wie Sie, den Genius der Kunst als Tröster.

Ich werde nicht wieder die Bühne betreten, Herr von Reichenbach! sagen Sie das dem Präsidenten, bis er es von mir fordert. Nur wenn er es verlangt, nur wenn es ihn noch erfreute wie einst, würde ich wieder spielen.

Das wird ihn tief betrüben, bemerkte Alfred, er opfert Sie und seine Liebe mit blutendem

Herzen auf; er hofft, Sie vielleicht später ruhiger wiederzufinden — und Sie werden sich ermannen. Ist es nicht —

Lügen Sie nicht, rief Sophie, ihn heftig unterbrechend, Julian ist kalt, ihn schmerzt das Opfer nicht. O! wie hatte ich Recht, wie ist das wahr geworden, was ich einstmals sagte! Sie schien in Erinnerung verloren, dann sagte sie: Wir fuhren über Land, Julian und ich. Da sah ich Farrenkraut neben uns an einem Felsen blühen. Die großen Blätter wuchsen fröhlich aus dem Gestein empor, die ganze reiche Wurzel hing frei in der Luft, nur die zartesten Aederchen verbanden sie mit dem Felsen, aus dem sie Leben sog. Das sind wir, sagte ich damals. Du bist der kalte Stein, ich bin das Farrenkraut; sieh, wie fest es an dem Felsen hängt, wie es sich an den Kalten schmiegt. Julian blickte hin und sprach: Weißt du nicht, daß in dem Steine, der dir so kalt erscheint,

heißes, vulkanisches Feuer glüht? Fühlst du nicht, daß du nur durch dies Feuer leben, nur in der Wärme meiner Liebe blühen kannst? — Und wenn der Winter kommt? fragte ich scherzend — Dann muß Alles welken, was blühte, antwortete Julian, damit Raum werde für neues Leben, das ist Naturgesetz. Er hatte es auch nur scherzend gesprochen, aber doch zerriß es mir die Seele in bangem Vorempfinden. Nun ists geschehen! es war schon lange Herbst, ich wollte es nicht bemerken; nun ist der Winter da!

Es lag das höchste Weh in der Milde, mit der sie die letzten Worte sprach. Alfred fühlte sich unfähig, so tiefem Leid Trost zu geben. Seine ganze Seele war voll Bewunderung, voll Theilnahme für Sophie. Er ergriff ihre Hand und sagte: Der Mann, der das Leid der ganzen Menschheit wie sein eigenes empfand, der zu sterben vermochte, um der Menschheit die Freiheit des Gedankens zu erkaufen, Christus

sprach das göttliche Wort: Ich habe die Welt überwunden. Ueberwinden Sie den Schmerz, begraben Sie die Vergangenheit, Sophie! — so viel Liebe darf sich nicht eigensüchtig in sich selbst verzehren. Suchen Sie den Weg, auf dem Sie zu wandeln vermögen, und kann die Sorgfalt eines Mannes Sie dorthin führen, Ihnen Stütze sein, so nehmen Sie mein Wort darauf, daß Ihnen meine Freundschaft niemals fehlen soll, wenn Sie sie nicht verschmähen.

Sophie drückte ihm schweigend die Hand. Dann sagte sie nach einer Weile: Sie geben mir viel, mehr als ich Ihnen danken kann in diesem Augenblick, aber ich nehme es an. Noch weiß ich nicht, was mir frommt. Ich muß allein sein, allein mit mir fertig werden, das fühle ich. Verlassen Sie mich; wenn ich Ihrer bedarf, wenn ich Ihrer würdig bin, fordre ich Sie auf, zu mir zu kommen. Leben Sie wohl, Herr von Reichenbach! — Sie reichte

Alfred nochmals die Hand und ging ohne weitere Rücksicht auf ihn in das andere Gemach.

Alfred sah ihr lange nach und blieb sinnend eine Weile in ihrem Zimmer sitzen. Er konnte sich nicht erklären, wie Julian gleichgültig werden mochte gegen eine Frau wie diese, wie er Gefallen finden konnte an der leichten Tändelei Eva's nach so viel Geist und Herz, als sich in Sophie vereinigt fand. Er wollte dem Freunde Vorstellungen machen, er wollte versuchen, ihn wieder mit der einst Geliebten auszusöhnen, aber er kannte das Menschenherz zu gut, er kannte Julian zu gut, um an die Dauer einer solchen Versöhnung zu glauben.

Julian's Charakter war ein ganz eigenthümlicher. Bei einer anscheinend kalten Außenseite, die den Fremden abstieß, besaß er eine große Weichheit des Gefühls und eine Beweglichkeit des Geistes, die ihn jedem neuen und besonders jedem schönen Eindruck leicht zugänglich machten. Alles

Große und Wahre versetzte ihn in tiefgefühlten Enthusiasmus. In solchen Stimmungen war er der höchsten Opfer, der uneigennützigsten Großmuth fähig, aber keiner anhaltenden Begeisterung für denselben Gegenstand, keiner dauernden Liebe. Was er im Augenblick der Gefühlserregung mit voller Hingebung gethan, konnte oft wenig Stunden darauf sein zersetzender Verstand als lächerlich bespötteln. Diese Charaktere nennt die Menge Verstandesmenschen, während man sie Gefühlsmenschen heißen sollte. Sie gelten für stark und sind doch schwach, weil sie nicht nach Ueberzeugungen, sondern nach augenblicklichen Eingebungen handeln. Conventionelle Begriffe, wie Ehrgefühl und Schicklichkeit müssen das Pflichtgefühl ersetzen, und dennoch sehen wir gerade solche Menschen oft Thaten vollbringen, welche dem selbständigsten, festesten Charakter schwer fallen würden.

Seinen Freunden ein zuverlässiger Freund,

seiner Schwester der zärtlichste Beschützer, besaß er, den Frauen gegenüber, eine Genußsucht und einen Leichtsinn, die schon manches Herz verwundet, manches gebrochen hatten. Wenn ihn weibliche Anmuth reizte, trieb es ihn unwiderstehlich, nach dem Besitz zu ringen; und ohne jemals seine Ansicht von der Flüchtigkeit solcher Verbindungen zu verbergen, errang er fast immer Liebe, wo er sie forderte. Er hatte einen feurigen, phantasiereichen Geist, eine einschmeichelnde Liebenswürdigkeit und eine überzeugende Wohlredenheit. Dazu besaß er die sicherste Waffe des Mannes gegen die Frauen, den Ruf, unbeständig und ihrer Ruhe gefährlich zu sein.

Solch einen Mann, sagte sich Alfred, wollen alle Frauen kennen lernen, man beschäftigt sich schon im voraus mit ihm. Die Eitele hofft, ihn dauernd zu fesseln; die Edle, ihn zu bessern. Jede traut sich die Kraft und die Klugheit zu, die Gefahr zu vermeiden, die ihr

von dem siegreichen Manne droht. Leichtsinnig, neugierig stürzen sie sich in den ungleichen Kampf und kehren bald mit zerrissenem Herzen daraus zurück, wie die arme Sophie.

Von diesen und ähnlichen Gedanken bewegt, ging Alfred eilig durch die Straßen und fand sich, ohne daß er es beabsichtigte, vor Julian's Wohnung wieder. Er hatte den Klingelzug bereits gefaßt, als er sich fragte, was er eigentlich in dieser Stunde hier gewollt? Er wußte es nicht und mußte sich endlich gestehen, daß die Gewohnheit, Therese täglich zu sprechen, wieder feste Wurzel in ihm geschlagen habe; daß ein Tag, an dem er sie nicht gesehen, ihm ein verlorener scheine. Schon wollte er sich entfernen, als er sich besann, daß er heute Therese jedenfalls besuchen müsse, um sich von ihr zu beurlauben, ehe er nach Rosenthal gehe, Felix zu holen, was am nächstfolgenden Abende geschehen sollte. Sein Gesicht überflog ein

Freudenstrahl; schnell zog er die Glocke und eilte in das Haus.

Therese arbeitete und Theophil las ihr aus geschriebenen Heften vor. Er war sichtlich erregt und legte die Blätter aus den Händen, als Alfred erschien.

Was lasen Sie, Herr Assessor? fragte dieser nach den ersten Begrüßungen.

Fräulein von Brand erlaubte mir, ihr aus den Notizen Einiges mitzutheilen, welche ich für mich zu machen pflegte, sagte Theophil.

Und es war sehr viel Schönes darunter, fügte Therese hinzu. Ich habe während des Lesens mehrmals an die Bemerkung gedacht, welche Sie, Herr von Reichenbach, uns neulich machten. Es ist wirklich thöricht, wenn die Schriftsteller in weiter Ferne den Stoff für ihre Arbeiten suchen. In jedem Menschenleben liegt ein Roman verborgen und es kommt nur

darauf an, das Blatt zu finden, auf dem er verzeichnet steht.

Das ist natürlich, sagte Theophil, denn kein Menschenleben ist so arm, daß die Liebe mit ihrem belebenden Strahl es nicht ein Mal erleuchtet hätte. Wo sie nur erscheint, wird es Frühling und Tag in der Menschenbrust und das Dasein zum Gedicht, zum Roman. Freilich ist die Nacht um so tiefer, wenn sie nachher entschwindet. Er seufzte, fuhr mehrmals mit der Hand über die Stirne und schloß langsam die Augen, sodaß man vermuthen mußte, sein Kopfweh plage ihn wieder.

Therese betrachtete ihn mit freundlichster Besorgniß, trug einen starkduftenden Heliotrop, der auf dem Tische vor ihnen gestanden, an einen entfernteren Platz und ließ den Vorhang herunter, um das eindringende Sonnenlicht zu mildern.

Während deß bemerkte Alfred, der There-

sens Theilnahme für Theophil mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtet: Sie scheinen auch von der Ansicht beseelt, Herr Assessor, daß die Liebe schon an sich ein ausreichender Stoff für den Roman sei. Der Meinung bin ich nicht. Jede wahre Liebe ist der andern gleich. Jede hat die seligen Entzückungen, das Leid und die Freude, das Hoffen und Verzweifeln mit allen andern gemein. So sehr für den Einzelnen dies Thema Lebensfrage sein und bleiben wird, so dünkt mich, ist seit lange die Schilderung auch der höchsten, reinsten Liebe in einem Romane unfruchtbar und unnöthig, wenn es eben nur diese Liebe gilt.

Das bestreite ich, meinte Theophil, denn wie unter den tausend Blättern eines Baumes nicht zwei einander vollkommen gleichen, so bringt jedes Menschenleben neue Erscheinungen in der Liebe zur Entfaltung, welche für einen

Beobachter wie Sie zu besondern Erfahrungen Anlaß geben müssen.

Sie erinnern mich mit diesen Behauptungen an Ereignisse aus der ersten Zeit meiner literarischen Bestrebungen, sagte Alfred. Als es in dem Kreise meiner Bekannten zu verlauten anfing, daß ich der Verfasser eines Romans sei, drängte sich Alt und Jung mit geheimnißvollem Vertrauen zu mir, um mir aus den eigenen Erlebnissen Stoff für meine künftigen Arbeiten mitzutheilen. Jeder Mann, der in seiner Jugend die Kammerjungfer seiner Mutter geliebt und dann eine andere Frau geheirathet hatte, kam sich in der Erinnerung wie ein Romanheld vor und verlangte, daß ich diese seine Jugendliebe zum Mittelpunkt einer Dichtung erheben sollte. Man hat mich über die Gebühr mit diesen Mittheilungen ermüdet und ich bin manchmal aus Aerger versucht gewesen, den Leuten solche Erzählungen zu schreiben, um

sie von der Verkehrtheit ihrer Ansicht zu überzeugen, die aus dem kleinlichsten Egoismus entspringt. Die Liebe ist das eigentliche Thema des lyrischen Gedichts. Für den Roman wird sie geeignet, wenn sie mit der Außenwelt in Streit geräth; und mich interessirt sie als Thema erst dann, wenn die Hindernisse, welche ihr entgegentreten, aus den Ideen oder Thatsachen hervorgehen, die in das Gebiet der Zeitfragen gehören. Ein Roman, der nicht in genauer Beziehung zu der Zeit steht, in der er geschrieben ward, wird selten ein gelungenes Werk sein.

Und der Werther? und die andern Goethe'schen Romane? wendete Therese fragend ein.

Sind sprechende Bilder der Zeit, in der sie entstanden, fiel Alfred ein. Grade diese sind aus dem dringenden Bedürfnisse hervorgegangen, das der Autor hatte, sich und die Mitwelt aufzuklären über Das, was damals stürmisch in Allen wogte. Weil sie aus Ideen ihr

Leben schöpften, die damals alle strebsamen Naturen beschäftigten, haben sie Leben gehabt und werden es behalten. Darum ist ihre Wirkung auch noch fast eine magnetische auf uns Alle. Im Werther spiegelt sich die Empfindsamkeitsepoche; in dem Wilhelm Meister das Illuminatenwesen und jenes Streben des begabten Bürgerstandes, die Stelle einzunehmen, welche ihm später die französische Revolution errang. Jene Fragen lagen Goethe damals so nahe, als uns die Fragen der Jetztzeit. Warum wundert man sich immer wieder, daß sich die socialen Irrungen auch in der Dichtkunst spiegeln, daß wir mit ihr den heiligen Interessen dienen, die uns bewegen?

Mit der Anforderung, daß der Roman sich dem Tage anschließe, dem er gehört, bemerkte Theophil, ziehen sie die freie Göttin Poesie in das Gebiet eines gewöhnlichen Arbeiters herab.

Sie soll nützen; das ist nicht ihr eigentlicher Beruf.

Es gibt Epochen, in denen Niemand feiern darf, in denen Götter, wenn sie noch auf Erden wallten, selbst Hand anlegen würden, sagte Alfred.

Alle Diejenigen, welche die reine Lyrik und den historischen Roman mit dichterischer Begabung und glücklichem Erfolg bearbeiteten, sprechen gegen Sie, meinte Theophil. Und auch das Urtheil des großen Publikums möchte sich nicht für Ihre Meinung entscheiden, wie wir es an den Scott'schen und vielen andern Romanen gesehen.

Die große Masse will nur unterhalten sein, das ist leider richtig. Sie will ein paar müßige Stunden ohne Nachdenken zu Ende bringen und wer ihr dazu verhilft, kann leicht ihr Liebling werden. Das aber soll den Dichter nicht bestechen, sagte Alfred. Ich ehre von

Herzen Diejenigen, welche den historischen Roman in würdiger Absicht bearbeiten, ich erkenne jede Eigenthümlichkeit an, die Schönes hervorbringt. Ich meine aber, der Beruf eines Dichters lege ihm in den verschiedenen Zeitaltern und Ländern verschiedene Pflichten auf. In Ländern, in denen das Volk selbstregierend Theil nimmt an allen Zeitinteressen, wo die Unterhaltung darüber von dem Palast bis in die Hütte dringt, wo Jeder die Gegenwart kennt, da darf der Dichter sich in poetischer Betrachtung der Vergangenheit zuwenden, denn die Arbeit des Tages wird gethan. Er darf die Vergangenheit erläutern und verklären, aus der die beglückende Gegenwart geboren ward. Das that Scott in dem Sinne der Partei, der er angehörte; das thaten manche unserer Dichter mit großem Glück und Erfolg. Doch dünkt es mich augenblicklich in Deutschland eben nicht Zeit dazu zu sein.

Nicht Zeit? fragte Therese und sagte dann, zu Theophil gewendet, leise: Sie stützen noch immer den Kopf auf, Sie haben Schmerz, lieber Sternau! Wollen Sie, daß ich ein Fenster öffne?

Theophil dankte ihr und Alfred antwortete nach einer Pause, in der irgend ein der Unterhaltung fernliegender Gedanke ihn beschäftigt haben mochte: Nein! wir haben jetzt nicht Zeit, in poetischen Ergüssen zu feiern; denn unsere Tage sind Tage des Kampfes und der Arbeit. Warfen doch alle Dichter die Leier fort, zu der sie Liebeslieder sangen, um Schlachtgesänge zu jubeln, als es galt, das Vaterland von den Feinden zu befreien, die seine Grenzen überschwemmt. Die Welt des Gedankens ist unser wahres Vaterland, die Freiheit des Wollens und Handelns ein höheres Gut, als die Scholle, auf welcher wir zufällig den Tag zuerst erblickten. Für diese Heiligthümer streiten wir jetzt,

und Keiner, der mit geistigen Waffen für diese heiligsten geistigen Güter zu ringen Kraft fühlt, darf in müßigen Träumen feiern. Unser deutsches Volk schwelgt gar zu gern in der Poesie der Vergangenheit und in nebligen Hoffnungen einer glücklichen Zukunft, die nicht kommen wird, wenn man sie nicht mit dem Aufwande aller vereinten Kräfte erschafft.

Theophil lächelte etwas spöttisch und Alfred, der es bemerkte, fuhr noch lebhafter fort: Der Dichter, der sein Volk liebt, dem die Menschheit heilig ist, soll jetzt mit jedem Worte an die Kammer der Schlafenden pochen. Wie der Ruf eines Herolds soll seine Stimme durch das Vaterland erschallen. So lange nicht Alles, was das Volk bedarf, was die Zeit erheischt, von Vertretern des Volkes berathen wird; so lange das Volk nicht frei seine Meinung sagen darf, so lange muß der Dichter in

Bildern für sein Volk sprechen und in Bildern erklären, was die Nation bedarf und fordert.

Das heißt, wie ich schon bemerkte, die Poesie vom Himmel zur Erde ziehen, sagte Theophil, und den Dichter zum Sklaven der Partei erniedrigen, der über dem Leben stehen und mit unparteiischem Auge auf die Welt blicken soll.

Ueber dem Leben steht Niemand! rief Alfred sehr ernst. Wohl Dem, der auf der Höhe seiner Zeit steht und sie mit gesundem Auge betrachtet. Ich vermag die Gegenwart und die Vergangenheit zu überblicken, ich strebe, die Dunkelheit der Zukunft zu durchdringen; aber immer nur von meinem menschlichen Standpunkte aus, der innerhalb unserer Zeit, innerhalb des Lebens liegt. Was von dem Punkte, auf dem ich stehe, mir gerade erscheint, das sieht von einer andern Seite schief aus; so bilden sich für Jeden, der in die Ferne blickt, die verschiedenen Ansichten, Parteimeinungen. Wer

davon frei zu bleiben glaubt, irrt gewiß. Es wäre nur möglich für Den, der eigensüchtig die Augen schließt, um Nichts zu empfinden als sich selbst.

Ich habe, sagte Therese, bisher eine ähnliche Ansicht wie Sternau über den Beruf des Dichters gehabt. Ich glaubte, es wäre seine Aufgabe, das Leben zu verschönen, die mißklingenden Dissonanzen in reine Harmonien aufzulösen und uns die Dornenpfade des Lebens mit Blumen zu schmücken.

Möglich, daß es einst so war, sagte Alfred, und daß noch mancher Dichter es so empfindet. Ich, der von Grund der Seele Partei nehme für unsere Zeit, ich vermag es nicht. Wenn ich von den todten Wunden des deutschen Kaiserreichs, von dem Glanz der Vorzeit oder von ihrer Noth erzählte, immer würde an mein Ohr der Ruf des lebenden Volkes tönen, dem noch so Vielerlei zu wünschen bleibt. Ich würde es

für eine Sünde halten, zur bloßen Belustigung Märchen zu schreiben, während noch wichtige Arbeit im Vaterlande zu thun ist.

Mit dem Roman läßt sich aber die Welt nicht reformiren, meinte Theophil.

Aber Denen, die sich nicht mit den Ereignissen des Tages beschäftigen, denen die Bestrebungen der Zeit fremd bleiben würden, wenn man ihnen in wissenschaftlicher Form davon spräche, den Menschen kann der Roman sagen, was ihnen zu wissen Noth thut und das soll er. Nicht nur großer Granitblöcke bedarf man, den Bau der Zukunft zu gründen, auch die leichtere Arbeit des Bildhauers gehört dazu und fördert, wenn sie an rechter Stelle und zu rechter Zeit gethan wird.

Wohin wird man sich nur vor dem Lärm der Arbeitenden flüchten? Wie wird man sich einen Augenblick Ruhe schaffen können? fragte Theophil.

Man wird, wie ich schon vorhin sagte, wenn man nervenschwach ist, sich selbstsüchtig in die Vergangenheit versenken und unter Illusionen von der glücklichen Gegenwart müßig auf eine herrliche Zukunft hoffen, die nie kommen wird, wenn wir sie nicht schaffen.

Theophil erbleichte und eine heftige Entgegnung schwebte auf seinen Lippen, das sah Therese. Auch Reichenbach war in einer ihr unerklärlichen Aufregung und sie fühlte, daß es Zeit sei, vermittelnd zwischen die Streitenden zu treten.

Sie, meine Herren! stehen mindestens nicht außerhalb der Zeit und der Partei, sagte sie, das beweist die Lebhaftigkeit Ihres Streites, die es mir bisher unmöglich machte, eine Frage einzuschalten. Ich möchte wissen, Herr von Reichenbach, ob Sie Ihre eigenen Erlebnisse zum Stoff für Ihre Arbeiten benutzen?

Es bedurfte nur der Erinnerung Theresens,

um beide Männer empfinden zu lassen, daß sie zu weit gegangen waren. Sie nahmen sich zusammen, verbargen den Unmuth, der in ihnen herrschte, und Alfred sagte: Darauf kann ich Ihnen ja und nein antworten. Ich gebe die Erfahrungen, die mich das Leben hat machen lassen, in der Form, welche mir die geeignetste dafür scheint. Die Erlebnisse selbst in nackter Wahrheit darzustellen, würde ich für eine Indiscretion gegen mich selbst und gegen Andere halten, die mit mir auf dem Lebenswege zusammentrafen.

Aber die Charaktere nehmen Sie aus dem Leben, nicht wahr? Es scheint mir, als ob ich die Originale zu den meisten Gestalten in Ihren Arbeiten kenne.

Da ich mich bis jetzt nur mit den Ereignissen unserer Zeit beschäftigte, da jede Zeit sich ihre eigenen Charaktere schafft, so müssen Sie nothwendig in meinen Arbeiten auf Er-

scheinungen stoßen, die Ihnen nicht fremd sind, ohne deshalb Portraits zu sein. Die äußeren Verhältnisse bilden den Menschen, wie er andrerseits die Verhältnisse gestaltet. Sobald ich also neue Verhältnisse erfinde, muß ich auch die Gestalten der Gegenwart, die mir vorschweben, jenen erfundenen Verhältnissen so eng anzupassen suchen, daß sie sich gegenseitig bedingen. Gelingt mir das, so gewinnt die Dichtung Wahrheit, den Schein des Lebens, und dieser ist es, der dann zu dem Glauben verleitet, man schreibe das Leben ab, man gebe sich selbst und die nächste Umgebung wieder. Freilich kann ich die Welt nur mit meinen Augen betrachten und daraus entsteht die Subjectivität jeder Dichtung; aber ich kann, wenn ich gesunde Augen habe, in die Weite blicken, ich brauche nicht beständig meinen Nachbar oder mich selbst im Spiegel anzusehen.

Es entstand eine Pause, wie sie nie aus-

bleibt, wenn sich eine Misstimmung in einen kleinen Kreis eingeschlichen hat. Theophil benutzte sie, sich mit dem Bemerken, daß er heftiges Kopfweh habe, zu entfernen, aber auch nach seinem Fortgehen dauerte ein gewisser Zwang fort. Therese besiegte ihn zuerst.

Mich beunruhigt Theophil's Zustand! sagte sie. Er kann seit einigen Tagen wieder nicht die geringste Aufregung ertragen, ohne von seinen Nervenleiden geplagt zu werden. An Arbeiten ist gar nicht zu denken, er ist tief niedergeschlagen und ich bin sehr erfreut, daß er sich gewöhnt, diese übeln Tage bei mir, statt einsam in seinem Zimmer zuzubringen.

Ihr Mitleid wird ihn noch mehr verweichlichen, als er es schon ist, wendete Alfred ein. Theophil ist zu träge, sich in ernster Thätigkeit Kraft zu suchen. Man hat ihm das Leben so leicht gemacht, das Glück hat ihn begünstigt, sodaß er lange nur zu genießen und mit dem

Dasein zu spielen brauchte. Das Tändeln ist zur zweiten Natur bei ihm geworden, und nun ein Leid über ihn kam, spielt er kindisch mit dem Schmerz. Ich hasse das an Männern, wenn schon Sie diese Schwäche interessant zu finden scheinen, schloß er, mit einer Bitterkeit, die ihm sonst fremd war.

Therese sah ihn lange ruhig an, als wolle sie in seinen Zügen lesen; dann sagte sie: Sie leiden, lieber Freund! denn so hart urtheilen Sie nicht, wenn Ihre Seele ruhig ist. Können Sie mir sagen, was Sie bewegt?

Die Worte sagten nichts mehr, als jede Frau in ähnlichem Falle sagen würde; aber der Ton höchster Theilnahme, innigster Besorgniß machten sie für Alfred unschätzbar. Es schien, als ob er eines quälenden Zweifels ledig würde, er ergriff Theresens Hand und rief: Sie haben Recht, ich war einen Augenblick nicht ich selbst. Vergeben Sie mir!

Und wieder stockte die Unterhaltung, bis Alfred nach einer Weile sagte: Ich komme, Abschied von Ihnen zu nehmen. Ich gehe noch heute nach Rosenthal.

Abschied? Sie gehen nach Rosenthal? Sie bleiben dort? Ich hoffte, Sie würden den Winter mit uns zubringen, ich fürchtete nicht, Sie so schnell zu verlieren! sagte Therese in einer schmerzlichen Ueberraschung, die Alfred mit Freude bemerkte.

Sie hofften, daß ich bleibe, Sie fürchteten nicht, daß ich gehe? Therese! so bin ich Ihnen doch etwas? So nimmt Theophil nicht all Ihre Theilnahme in Anspruch? rief er, überwältigt von der Macht eines Gefühls, dessen er sich plötzlich bewußt worden war, als er, bei Therese eintretend, sie mit Theophil allein gefunden hatte. Sagen Sie, daß meine Rückkehr Sie freut, Therese! und ich werde versu-

chen, die Stunden in Minuten zu verwandeln, die ich von hier entfernt sein muß.

Theresens Farbe wechselte von dunkler Röthe zu gänzlicher Blässe. Ihre Hand, die Alfred in der seinen hielt, zitterte leise, aber sie bezwang sich und sagte ruhig: Glauben Sie, daß ich den alten geprüften Freund über den neuen vergessen kann, Herr von Reichenbach? Ich werde mich herzlich freuen, wenn Sie bald zurückkehren. Sie bringen dann Felix mit, nicht wahr? Sie bringen Ihren Sohn hieher?

Ich würde Ihren Worten glauben, Therese! rief Alfred, wenn Ihre Hand sie nicht Lügen strafte. Ihre Worte sind kalt, aber Ihre Hand bebt. Lassen Sie mich die Hand dafür küssen. Auf Wiedersehen in möglichst kurzer Frist, theure Therese! auf recht baldiges Wiedersehen!

Er drückte ihre Hand an seine Lippen und ging schnell hinaus. Therese blieb in dumpfer Betäubung sitzen, dann faltete sie die Hände

und schien nach langem lautlosen Brüten wieder zu der Ruhe und Klarheit gelangt zu sein, die ein hervorstechender Zug in ihrem Wesen waren.

In freudigster Erregung legte Alfred den Weg nach seiner Wohnung zurück. Er hatte endlich sich selbst und sein Herz erkannt, er liebte Therese. Oft hatte er sich in der letzten Zeit gefragt, woher die Arbeitsfreudigkeit? woher der neue Liederreichthum in meiner Brust? und immer war er um die rechte Antwort verlegen gewesen. Jetzt war ihm das Räthsel gelöst und alle Zweifel über Das gehoben, was ihm zu thun obliege. Therese mußte sein werden so bald als möglich; er fühlte, daß sie Bedingniß seines Glückes sei. Was er für sie empfand, war weit entfernt von dem glühenden Rausche jugendlicher Leidenschaft; es war

reiner, edler und beglückender als jene. Therese war nicht jung, nicht schön, keine blendende Eigenschaft fesselte ihn an sie; aber sein Herz öffnete sich den erhabensten Gefühlen, sein Geist nahm den freudigsten Aufschwung in ihrer Nähe, weil er wußte, sie fühle tief wie er, sie folge theilnehmend dem Fluge seiner Gedanken. Ihr gerader Charakter war ihm achtungswerth, ihre Art zu sein sagte all seinen Gewohnheiten und Neigungen zu. Es schien ihm die höchste Lust, sie beständig zur Gefährtin zu haben, denn er hatte die Zuversicht, mit ihr und in ihr das Glück zu finden, das er bis jetzt so sehr entbehrt. Er liebte sie mit derselben Innigkeit, die ihn in der Jugend bei ihrem ersten Begegnen zu ihr gezogen hatte, und mit der Ruhe des reifen Mannes, die festzuhalten strebt, was sie einmal als das Rechte erkannt.

Mit Lebhaftigkeit ordnete er Alles für seine Abreise an. Er schrieb Serbien, daß er Ver-

lin auf einige Tage verlasse, daß er sie wiederzusehen hoffe und sie bäte, keinen für ihre Zukunft entscheidenden Schritt zu thun, ohne ihn davon zu benachrichtigen. Auch von Julian und von Eva nahm er schriftlich Abschied und nach beendigten Geschäften fuhr er den Weg nach Rosenthal zurück, auf dem er vor zwei Monaten Therese und Eva begegnet war.

Die Gegend, die er damals im reichen Farbenschmuck des beginnenden Herbstes gesehen, lag jetzt traurig und öde vor ihm; aber so sehr er sonst äußern Eindrücken der Art zugänglich war, so wenig berührten sie ihn diesmal. All seine Gedanken weilten bei Therese. Bald machte er sich Vorwürfe, daß er sich nicht entschieden gegen sie ausgesprochen und um ihre Liebe geworben, bald freute es ihn wieder. Noch war er mit Caroline vermählt, noch dies Band zu lösen. Die Sehnsucht nach Therese, die Vorstellung der Leiden, die er Caroline bereiten,

die er selbst empfinden würde bei der Scheidung, rangen in seiner Seele miteinander und gewannen abwechselnd die Herrschaft. Das neuerwachte Gefühl zog ihn zu Therese; lange Gewohnheit, die uns Alles werth macht, band ihn an Caroline, an seine Frau, an die Mutter seines Sohnes. Er prüfte sich lange, er schwankte oft, bis er fühlte, daß nicht die Liebe für Therese, sondern die Abneigung gegen Caroline ihn zur Scheidung zwinge. Das beruhigte ihn in Etwas. Er wollte alles Schwere und Schmerzliche, das ihn noch von einer Verbindung mit Therese trennte, allein durchkämpfen und sie dann erst um ihre Hand angehen, wenn er sie in Ruhe und Friede zu der Seinen machen könne. Dann schweifte sein Geist zu den Arbeiten zurück, die er in der letzten Zeit begonnen und die er Therese noch nicht vorgelegt hatte. Mit Freude dachte er daran, wie sie hier und dort den Anklang ihrer beiderseitigen

Unterredungen, den Widerschein ihrer Persönlichkeit finden würde. Er ahnte, was ihren Beifall haben, was gegen ihre Ansicht sein könne, und immer lieblicher malte er sich die Zukunft an ihrer Seite aus.

So verging ihm der Abend schnell und die Stunden der Nacht. Am Morgen, als er halten ließ, um seine Toilette zu besorgen, fand er in dem Gasthofe einen Bekannten, dessen Besitzungen an die seinigen grenzten.

Was sind das für Geschichten, Reichenbach! rief der Fremde diesem entgegen, sobald er ihn erblickte; was habt Ihr Euch so lange in der Residenz umherzutreiben? Draußen geht es drunter und drüber. Die Hälfte Kartoffeln stecken bei Euch noch in der Erde, das sah ich im Vorüberfahren.

Ich weiß es, sagte Reichenbach. Mein Inspektor schrieb mir, daß er sie noch in der Erde lasse, es ist nur ein ganz kleiner Theil. Ich

will sie versuchsweise wie am Rheine zusammenstampfen und dafür mußten erst Keller zugerichtet werden. Mit verdoppelten Arbeitern und gutem Lohn ist der Zeitverlust bald eingebracht.

Will wünschen, daß Ihr gut Wetter behaltet. Bei mir ist Alles unter Dach, haben heute schon den 1. November. Bleibt doch jetzt zu Hause? Finde Euch doch bei meiner Rückkehr? fragte der Gutsbesitzer.

Es kommt darauf an, wie lange Sie in Berlin verweilen, denn ich denke wieder dahin zurückzukehren.

Ja, ja! kenne das, rief der Andere, spukt wieder einmal der Poet und läßt dem Landwirth nicht Ruhe. Nun, die Frau wirds zufrieden sein! Habt die letzten Jahre wie Einsiedler gelebt; hat Niemand etwas von Eurer Gesellschaft gehabt, außer den Kaplänen von Maria-Gnad. Der Kaplan Ruhberg ist ja seit einigen Wochen auch wieder bei Euch zur

Milchkur. Sprach bei mir vor, ehe er nach Rosenthal ging. Frommer Herr der! — Pferde fertig? abgefüttert? fragte er dann den eintretenden Kutscher und nahm mit derbem Händedruck und dem Wunsche, ihn bald wiederzusehen, von Alfred Abschied, als er erfahren, daß sein Wagen bereit sei.

Auf Alfred hatte die kurze Unterhaltung einen peinlichen Eindruck gemacht. Sie hatte ihn aus den heitern Entwürfen für seine Zukunft plötzlich in die Gegenwart zurückgerufen, in der noch so viel Zerwürfnisse herzustellen, noch so viel Wirren zu lösen waren. Seine Gedanken wendeten sich der Heimat mit immer größerer Sorge zu, je näher er ihr kam. Endlich erreichte er die Grenze seines Besitzes. Da fand sich bald hier, bald dort eine Vernachlässigung zu rügen; Anordnungen, die er vor seiner Abreise getroffen und deren schnellste Ausführung er befohlen, waren nicht befolgt worden; er sah,

daß er seinen Inspektor für zuverlässiger gehalten, als er es war. Mit wachsender Verstimmung fuhr er durch seinen reichen Besitz. Erst als er sein Schloß erblickte, wich sie dem Gedanken an den Sohn. Es that ihm leid, daß er seine bevorstehende Ankunft nicht gemeldet, daß er nicht den Befehl gegeben hatte, ihm Felix entgegenzuschicken; aber seine Abreise war so schnell gekommen, daß es nicht thunlich gewesen war.

Vor dem großen Rasenplatz angelangt, der sich an der einen Seite des Schlosses befand, hoffte er mit Sicherheit seinen Sohn zu erblicken, der hier in dieser Morgenstunde seine Spiele zu treiben pflegte. Er war nicht da. Eine tödtliche Unruhe überfiel ihn. Caroline hatte in ihrem letzten Briefe des Knaben nicht gedacht, Felix nicht, wie er pflegte, ein Blättchen für den Vater beigelegt. Er fürchtete den Knaben krank zu finden und, als er das Schloß

erreicht hatte, als die Dienerschaft herbeikam, ihn zu empfangen, war seine erste Frage: Wo ist mein Sohn?

In die Kirche nach Maria-Gnad gefahren, mit der gnädigen Frau und dem Herrn Kaplan, gnädiger Herr! erhielt er zur Antwort.

Alfred athmete auf, wie von schwerer Last erlöst; dann fragte er, sich besinnend: In die Kirche? heute?

Gnädiger Herr! es ist Allerheiligen! sagte der eine Diener.

Ja so! nun gut! — Friedrich, lassen Sie abpacken! Mit den Worten stieg Alfred die Treppe hinauf und wollte sich in sein Zimmer verfügen. Sein Diener aber, der es bemerkte, sagte: Gnädiger Herr! da wir nicht wußten, daß Sie heute eintreffen würden, sind Ihre Zimmer nicht geheizt.

Sehen Sie zu, daß es gleich geschieht, befahl Alfred und trat in das Wohnzimmer. Un-

geduldig ging er umher und blieb dann an dem Fenster sitzen, um die Rückkehr der Seinen zu erwarten. Die Zeit schien ihm stille zu stehen, jede Minute brachte ihm ein neues peinliches Gefühl. Die Diener, von der unklugen Gebieterin in die Geheimnisse der Eheleute zum Theile eingeweiht, schlichen scheu und ängstlich umher. Alles kam ihm fremd vor und doch war er in der Heimat. Die Stille, die Einsamkeit wurden ihm unerträglich; er verlangte glühend den Sohn zu umarmen und bangte bei dem Gedanken, daß Caroline mit Felix zugleich erscheinen werde. Er überlegte, was er ihr sagen, wie er es ihr sagen solle; da schlug fern ein Hund an. Er kannte den Laut, es war sein schöner Neufundländer, der sich niemals von Felix trennte. Sein Herz klopfte heftig. Er hörte Wagengerassel, Pferdetritte, flog die Treppe hinab und hob Felix freudetrunken aus dem Wagen an seine Brust.

Caroline schrie auf, als sie ihres Mannes ansichtig ward, und fiel ihm um den Hals. Alfred ließ es geschehen, um vor der Dienerschaft keinen unangenehmen Auftritt zu veranlassen. Er bewillkommte kalt den Kaplan, bot Caroline den Arm und führte sie in das Haus.

Felix' Freude kannte keine Grenzen und ward nur von der lautlosen Zärtlichkeit des Vaters übertroffen. Man konnte kaum ein schöneres Bild sehen, als den kräftigen Mann mit dem blühenden Sohne, wie sie voll heißer Liebe aneinander hingen.

Mein Papa ist da! mein lieber Papa ist da! rief Felix. Nun werde ich wieder auf dem Castor ausreiten, Papa? Nun werde ich wieder von den tapfern Rittern bei dir lernen und nicht immer von frommen Kindern! nicht wahr, Vater? fragte er.

Ja, mein Felix! antwortete dieser, Alles wird wieder werden wie früher.

Und du gehst nicht wieder fort und ich schlafe wieder bei dir mit dem Neptun (so hieß der Hund). Du bleibst nun ganz zu Hause, lieber Vater? Du gehst nicht wieder fort?

Doch, mein Sohn! aber ich nehme dich mit, entgegnete der Vater.

Caroline, die in großer Verlegenheit sich mit dem Ablegen ihres Mantels, mit dem Zurechtrücken von Meubeln beschäftigt und mit dem Kaplan gesprochen hatte, der ihnen in das Wohnzimmer gefolgt war und schweigend in der Fensterbrüstung saß, trat plötzlich vor Alfred hin und fragte: Wann willst du, daß wir abreisen, Alfred?

Ich denke nur so lange hier zu bleiben, als es unerläßlich nöthig ist. Längstens acht Tage, antwortete dieser.

Sehen Sie, lieber Kaplan! rief Caroline, so machen es die Männer. Nun werden wir in fliegender Eile von hier aufbrechen und ich

hatte Sie eingeladen, unser Gast zu sein, bis Ihre Kur beendet wäre.

Du weißt, Caroline, daß es ganz in deinem Willen steht, so lange hier zu verweilen, als es dir beliebt, bemerkte Alfred laut; denn ich kam nicht in der Absicht, dich zu holen, fügte er leise hinzu.

Hast du meinen letzten Brief nicht erhalten? fragte Caroline.

Ja! antwortete Alfred.

Herr Kaplan! rief Caroline lebhaft, denken Sie nur, mein Mann hat meinen Brief erhalten und nach all den Demüthigungen, nach all den Zugeständnissen, die ich ihm auf Ihr Anrathen gemacht, beharrt er dennoch auf den alten Vorsätzen, wie es scheint.

Alfred fuhr heftig auf. Also daher, sagte er, kamen die guten Lehren? Ich hätte es ahnen können. Nun denn! mein Herr Kaplan, da ich Ihnen vermuthlich all die freundlichen

Vorwürfe über mein Thun und Treiben und eine Menge von Ermahnungen verdanke, die mir in den letzten Briefen meiner Frau zu Theil geworden sind, so erlauben Sie mir, Ihnen auch eine gute Lehre zu geben. Stören Sie nie durch Ihre Gegenwart das Wiedersehen einer Familie, gleichviel ob diese sich in Frieden oder Unfrieden begegnet. Der Fremde ist stets überflüssig dabei.

Der Kaplan, ein großer, hagerer Mann mit scharfen Zügen und schlichtem blonden Haar, schoß einen tückischen Blick auf Alfred, während er mit Salbung sagte: Ich fürchtete, wie es sich denn auch bewährt, daß Sie sich nicht in Frieden begegnen würden; und ich blieb da, um der gnädigen Frau beizustehen, wie es dem Beichtvater geziemt, in der Stunde der Prüfung.

Ihres Beistandes wird Frau von Reichenbach mir gegenüber nie bedürfen, denn die

Mutter meines Sohnes, die meinen Namen trägt, ist mir heilig wie meine Ehre, sagte Alfred mit Würde. Was wir miteinander abzumachen haben, kümmert die Kirche bis jetzt noch nicht, und ich würde es Ihnen Dank wissen, mein Herr, wenn Sie die wenigen Tage, die ich hier verweile, uns selbst und dem eigenen Nachdenken überließen.

Wehe dem, der den Diener des Herrn beleidigt! rief der Kaplan und schritt heftig der Thüre zu. Aber Caroline vertrat ihm den Weg. Sie ergriff seine Hand und sagte: Bleiben Sie, theurer Freund, verlassen Sie mich nicht. Lassen Sie sich das Beispiel der Heiligen vorhalten, die wie Sie Schmähungen litten und Beleidigungen vergaben. Wie soll ich mir rathen oder wie soll ich Ruhe finden ohne Ihren milden Trost, der seit Monaten meine einzige Zuflucht ist.

Wenn Sie mein bedürfen, gnädige Frau,

erwiderte der Kaplan, werde ich Ihnen niemals fehlen. Leben Sie wohl, Herr von Reichenbach! sagte er mit einer Ruhe, als ob nichts Störendes vorgefallen wäre, und ging hinaus. Caroline folgte ihm nach.

Felix verstand den Vorgang nicht, aber er begriff, daß sein Vater leide, schmiegte sich befangen an ihn, sah ihm mit seinen großen Augen lange in das Gesicht und sagte dann: Du bist traurig, lieber Vater! so warst du auch an dem Abende, als du abreistest, ohne mir Lebewohl zu sagen. Bist du nie mehr froh, Papa?

Ich habe Kummer, mein Sohn! antwortete der Vater; indeß es wird besser werden und dann wollen wir fröhlich sein wie sonst.

Aber du bist nicht böse auf mich?

Niemals, mein Felix, wenn du brav bist, und das warst du, nicht wahr?

Felix ward roth, wollte sprechen und schwieg dann wieder. Man sah, daß seine junge Seele

mit einem gewaltsamen Entschlusse ringe. Endlich fragte er: Hat dir die Mama nichts geschrieben?

Sie hat mir geschrieben, daß du artig und folgsam warst, und das hat mich sehr gefreut, mein lieber Junge! sagte Alfred und zog den Knaben an sich, um ihn zu küssen. Da fiel Felix ihm an die Brust und rief in Thränen ausbrechend: Es ist nicht wahr, Vater! ich war nicht brav und nicht artig. Ich war feig, als es blitzte, ganz feig; und ich habe auch den alten Leonhard geschlagen. Aber Mama und der Kaplan haben gesagt, sie wollten es dir nicht schreiben und ich brauchte es dir nicht zu erzählen. Ich solle es nur immer dem Herrn Kaplan sagen, wenn ich Unrecht gethan, der würde mit mir Paternoster beten und mir Alles verzeihen.

Alfred fuhr mit einer Bewegung des Unmuthes empor. Der Knabe, welcher wähnte,

dieser Zorn gelte ihm, rief traurig: Sei nicht böse, Papa! ich thue es nie wieder. Ich werde nie mehr feig sein und Niemand schlagen. Ich wollte dir es lieber verschweigen, aber ich dachte, wenn der Kaplan mir verzeiht, den ich gar nicht mag, so würdest du mir es auch verzeihen, denn ich bin dir ja so gut.

Damit schlang er seine kräftigen, kleinen Arme um den Hals des Vaters, der ihn mit zärtlich ernsten Worten ermahnte und ihn fragte: Hast du denn den alten Leonhard um Verzeihung gebeten?

Nein, Papa! ich wollte es thun, weil ich mich schämte vor ihm, aber Mama sagte, das sei gar nicht nöthig; ich sei ein Junker und der Leonhard nur ein Diener, da habe ich nichts abzubitten, antwortete der Knabe.

Alfreds Unmuth stieg mehr und mehr. Dies war die Weise, in der Caroline und der Kaplan Ruhberg, der sie ganz beherrschte, das

Gemüth und den Verstand des Knaben verdunkelten; und es hatte ihm Mühe genug gekostet, dagegen anzukämpfen, ohne dem Kinde die Anhänglichkeit und die Verehrung für die eigne Mutter zu rauben. Auch jetzt mußte er sich begnügen, Felix sein Betragen zu verweisen, so gern er ihn zu einer Abbitte des alten Dieners veranlaßt hätte; aber das Ereigniß bestärkte ihn in dem Vorsatz, so schnell als möglich abzureisen.

Vor allen Dingen mußte er dazu sich mit seiner Frau verständigen. Daß dies in mündlicher Unterredung nicht möglich sei, fühlte er klar. Er kam also auf den Gedanken, einen alten Geistlichen, einen Freund seines verstorbenen Onkels, der auch ihm zugethan war, zum Vermittler zu brauchen. Wie Kaplan Ruhberg, war auch dieser Freund, der Domherr Fernow Geistlicher am Domstifte zu Maria-Gnad, das ganz in der Nähe von Alfreds

Gütern lag und Erbe derselben werden sollte, falls die Reichenbach'sche Familie ausstürbe oder sich durch Austritt aus dem Katholicismus des Besitzes verlustig machte.

Alfred schrieb dem geistlichen Freunde, bat ihn, sich zu ihm zu verfügen, und trat dann eine Wanderung durch seine Domainen an, auf der ihn Felix begleitete.

In der freien Natur erheiterte sich sein Gemüth. Es war spät im Jahre, aber die Sonne hatte, als sie in ihrem Höhepunkte stand, die Nebel des Herbstes besiegt und leuchtete warm und freundlich am klaren Himmel. Die Luft war belebend frisch; ein Theil des Laubes hing in buntfarbiger Pracht noch an den Bäumen; das Gras war noch grün an vielen Stellen und hier und da drängte sich eine Blume an das Licht hervor. Felix und sein großer Hund sprangen jubelnd neben Alfred her, der mit der Lust des Besitzers durch die Gegend ging. Des

Feiertages wegen rasteten die Arbeiter; es war still und friedlich umher. Einzelne Männer und Frauen, die in behaglicher Sonntagsruhe in ihren Häusern saßen, traten, Alfred erkennend, vor die Thüren, um ihn willkommen zu heißen. Jeder hatte ihm Etwas zu erzählen, ihn um Etwas zu fragen. Der Eine dankte für eine Unterstützung, die ihm geworden, der Andere bat darum mit der Zuversicht, welche die Gewißheit der Erhörung gibt. Dazwischen wurden denn auch Klagen laut. Man beschwerte sich, daß man auf Befehl des Herrn Kaplan zwei kleinere Festtage habe rasten müssen, was den Tagelohn verringert. Man machte dem Inspektor der Fabriken den Vorwurf, daß er die Kinder zwei Stunden länger an jedem Tage habe arbeiten lassen, als Alfred es festgesetzt, und daß er sie benutzt habe, am Sonntage in seinem Garten zu jäten, ohne sie dafür zu entschädigen. Alfred hörte theilnehmend zu, versprach

für Alles zu sorgen, die Uebelstände abzustellen, lobte hier die Ordnung, die er fand, tadelte in andern Häusern manchen Misbrauch. Ueberall aber begegnete ihm das herzlichste Zutrauen, der unbedingteste Gehorsam, weil alle seine Untergebenen ihn als einen wohlwollenden, gerechten Herrn verehrten.

Eine innige Befriedigung durchströmte seine Seele. Hier, das fühlte er, war sein eigentlicher Wirkungskreis; das Loos dieser Menschen hatte ein günstiges Geschick in seine Hände gelegt, es war seine Pflicht, für sie nach seiner besten Einsicht zu sorgen. Er hatte die Güter in ziemlichem Verfall übernommen; die Insassen waren träge, arm und unbrauchbar gewesen. Aus einem dumpfen, sinnlosen Leben hatte er sie zu einem verständigen Gebrauch ihrer geistigen und materiellen Mittel erhoben. Hier wandelte er in einer Umgebung, die praktisch den Werth jener Theorien bewies, für die seine

Feder kämpfte. Alles war ihm hier lieb und werth und mit freudigem Stolze hatte er oft Denen, die ihn einen Schwärmer schalten, geantwortet: Kommt zu mir hinaus und seht die Früchte meiner Schwärmerei. Tragen meine Felder weniger, gedeihen meine Fabriken minder, weil zufriedene Menschen sie bearbeiten? Fragt nach, ob ich mich über Ungehorsam zu beklagen habe, wo Jeder einsehen gelernt hat, daß ich nicht eigensüchtig nur an mich denke, sondern daß mir das Wohl Derer, die für mich ihre Kräfte anstrengen, lebhaft am Herzen liegt.

Es that ihm leid, daß die Sorge für Felix' Erziehung ihn nöthigte, künftig ganz in der Stadt zu leben. Mit Therese, die eben so warm als er selbst für die Menschheit empfand, in vereinter Thätigkeit hier zu walten, schien ihm das neidenswertheste Glück. In der Stadt, nur auf literarische Beschäftigung angewiesen,

kam er sich unthätig vor; hier, wo er mit ganzer Kraft sich der Bewirthschaftung seiner Güter überließ, fühlte er sich doppelt froh, in den Stunden der Muße sich geistiger Arbeit hinzugeben.

Eine Stunde und länger mochte er umhergegangen sein, als die Schloßglocke zum Mittag lautete und Felix ihn mit der Bemerkung aus seinen Gedanken riß, daß die Mutter auf sie warten werde. Anfangs hatte Alfred die Absicht gehabt, schon jetzt von seiner Frau getrennt, ganz in seinen Zimmern zu leben; allein Rücksicht auf den Knaben, dem dies befremdlich sein mußte, hielt ihn davon zurück. Er wollte den Schein des guten Einverständnisses vor Felix bewahren und verfügte sich mit ihm in das Schloß zur Tafel.

Die Mahlzeit ging traurig vorüber. Caroline, schwankend zwischen dem Wunsche einer Annäherung an Alfred und dem Groll über

die Ausweisung Ruhbergs, ging von freundlichen Scherzen zu bitterer Gereiztheit über. Sie fragte nach Alfreds Treiben in der Stadt, nach den Personen, die er dort gesehen hatte. Sie klagte, daß er ihren besten Freund, den Einzigen, wie sie ihn nannte, so schnöde behandelt, und Alfred fühlte sich von diesem qualvollen Beisammensein auf das schwerste gedrückt. Sobald als möglich beendete er die Tafel und zog sich in sein Zimmer zurück.

Am Abende traf der Domherr Fernow ein. Er hatte vermuthet, weshalb Alfred ihn beschieden, denn durch den Kaplan war er seit Wochen von den Absichten seines Freundes unterrichtet worden.

Ich ahnte eine solche Krisis lange, sagte er nach den ersten Besprechungen, aber wie Ihr Freund, der Präsident von Brand, rathe ich Ihnen von der Scheidung ab. Sie haben, wie Sie mir sagen, die Nachträge zu dem Testa-

mente nicht dem Präsidenten vorgelegt; diese sprechen sich entschieden gegen Sie aus. Sie werden der Güter verlustig werden.

Alfred ging an sein Bureau, holte die Papiere hervor und sah sie durch. Als er es gethan, erklärte er dem Freunde, daß er nichts Bedrohliches darin finde.

Geben Sie mir den dritten Nachtrag her, lieber Reichenbach, bat der Domherr, dieser enthält, was Ihnen gefährlich ist.

Den dritten? fragte Reichenbach, es existiren nur zwei.

So wissen Sie nicht, sagte Fernow verwundert, daß Ihr Onkel ein drittes Codicill in unsern Archiven niedergelegt hat?

Kein Wort weiß ich davon! entgegnete Alfred. Und was enthält dieses, wenn ich fragen darf?

Es bestimmt ausdrücklich, daß den Geistlichen unseres Stiftes eine strenge Beaufsichti-

gung der Besitzer von Rosenthal zur Pflicht gemacht wird und daß eine Uebertretung der Satzungen unserer Kirche, Seitens der Besitzer, die Güter in unsere Hände liefert, wenn kein katholischer Reichenbach sie übernehmen kann.

Alfred erbleichte und schwieg nachdenkend eine Weile. Dann sagte er gefaßt: Ich erfahre dadurch eigentlich Nichts, was ich nicht wußte; denn schon die früheren Nachträge besagen ziemlich dasselbe. Diesen Fall habe ich vorausgesehen und er ändert meinen Entschluß nicht.

Da nahm der Greis, dessen edles Wesen Zutrauen erweckte, Alfreds Hand, drückte sie herzlich und sagte: Ich weiß, daß ich nicht in dem Geiste unserer Kirche verfahre, wenn ich Ihnen Rathschläge gebe, um Ihnen die Güter zu erhalten, denn unsere Kirche trachtet auch nach weltlichem Besitz. Ich bin es aber von je gewohnt gewesen, der Stimme meines Innern zu folgen und habe mein Ohr und mein

Auge nie den Anforderungen der Jetztzeit verschlossen. Ich sah Ihr Walten auf diesen schönen Besitzungen mit inniger Freude. Sie haben durch gutes Beispiel, durch vernünftige Lehren hier mehr gewirkt, als alle meine Amtsbrüder in ihren Diöcesen durch die Lehren der Kirche. Sie haben die Menschen zu dem Gefühl ihrer Menschenwürde herangebildet, indem Sie sie glücklich machten; Sie haben sie vor Verbrechen bewahrt, indem Sie sie vor Mangel und Verwilderung schützten. Mehr soll und kann die Kirche nicht. Tausend Menschen sehen mit Zuversicht auf Sie, hoffen eine gesicherte Zukunft von Ihnen, und Sie denken nur an Ihr eigenes Glück? Reichenbach! darin erkenne ich Sie nicht wieder!

Alfred schwieg und versank in ernstes Sinnen. Der Domherr ließ ihn gewähren, dann sagte er: Bis zu der Großjährigkeit Ihres Sohnes würden wir, ich an der Spitze, die Ver-

waltung der Güter übernehmen; aber ich bin alt und kann jeden Augenblick abgerufen werden von der Erde. Ruhberg wird, wie voraussichtlich, mein Nachfolger sein. Sie kennen ihn und seinen fanatischen Eifer. Wollen Sie ihm Ihr schönes Werk überlassen? Felix ist zehn Jahre alt, noch vierzehn Jahre trennen ihn von dem Besitz und können leicht das Gute zerstören, das Sie geschaffen haben.

Mein edler, mein wackrer Freund! rief Alfred übermannt; glauben Sie mir, ich gehe nicht leichtsinnig von dem Posten, auf den das Geschick mich gestellt hat. Ich hänge an diesen Verhältnissen wie ein Vater an seinem Kinde. Ich liebe meine Schöpfung hier, wie ein Künstler sein bestes Werk; aber ich habe eilf freudlose Jahre in unglücklicher Ehe verlebt. Ich habe die Frau wiedergefunden, deren Besitz mich hoch beglücken würde; ich liebe sie, ich habe sie längst geliebt, dessen bin ich mir jetzt

bewußt. Fühlen Sie, welch schweren Kampf ich kämpfe?

Sobald Sie kämpfen, meinte der Domherr, werden Sie auch siegen, dafür bürgt mir die Redlichkeit Ihres starken Willens.

Ich hänge nicht an Hab und Gut, sagte Alfred, aber ich wünsche Felix den Besitz und den Wirkungskreis, denen ich so reines Glück verdanke, einst zu hinterlassen. Ich hoffe ihn zu einem Manne zu erziehen, der mich bei den Kindern meiner Gutsinsassen vertreten, der für sie werden soll, was ich den Vätern bin, ein treuer Schutz und Schirm.

Und glauben Sie, daß man Ihnen die Erziehung Ihres Sohnes überlassen werde? fragte der Domherr.

Wer kann mir dieses Recht streitig machen? rief Alfred.

Die Kirche! antwortete der Domherr. Denn jenes Codicill bestimmt für diesen Fall aus-

drücklich, daß ihr die Erziehung eines minorennen Erben zufalle.

O, das ist zuviel! sagte Alfred im Tone höchster Empörung. Das ist zu viel! Das ist mehr als Sklaverei. Wie konnten Sie mir dies Dokument bis jetzt verheimlichen, das mich ganz und gar in Ihre Hände gibt?

Ich glaubte Sie davon unterrichtet; ich war überzeugt, daß auch Sie eine Abschrift davon erhalten. Ihr verstorbener Onkel übergab es mir kurz vor seinem Tode. Er hatte mit mir davon gesprochen, daß er Sie zu seinem Erben ernannt. Dann war ihm der Gedanke gekommen, daß bei Ihren ihm bekannten Gesinnungen ein Religionswechsel möglich sei und diese Rücksicht scheint die Bestimmungen veranlaßt zu haben. Ich allein kenne dieses dritte Codicill; ich habe mir nie eine Beaufsichtigung Ihrer Handlungsweise erlaubt, denn ich vermag nicht Richter zu sein über das Gewissen eines

Andern. Das ganze Stift aber kennt das Testament, und eine Ehescheidungsklage, von Ihnen angestellt, ist mehr als genug für Ruhberg, den Sie oft in seiner geistlichen Eitelkeit verletzt, gegen Sie aufzutreten und den Andern begreiflich zu machen, was man durch Ihren Abgang gewinnen könne.

So unwürdig getäuscht, so verdammenswerth betrogen! rief Alfred. Man setzt mich unter Vormundschaft wie ein Kind; wie ein Kind, dem man nicht den freien Gebrauch seiner Kräfte gönnt, hält man mich an unsichtbaren Banden fest! Mein freudigstes Schaffen, mein redlichstes Bestreben wende ich für die Menschen an, denen ich Herr geworden; und nun, da Alles gedeihet und blühet, da ich ernten möchte, was ich gesäet, nun ruft man mich wie einen müßigen Knecht von der Arbeit, die mein Glück und meine Freude war. Und warum? Weil ich das Recht verlange, das auch

dem Niedrigsten zusteht, das Recht, nach seinem freien Willen zu handeln.

Der Domherr antwortete nicht und Alfred fuhr nach einer Pause fort: Zusehen soll ich, wie blinder Fanatismus und Aberglaube die Vernunft Derer verdunkeln, die ich mühsam ans Licht gewöhnt! Man wird zerstören, was ich für eine ferne Zukunft fruchtbringend gehofft; und meinen Sohn, meinen eignen Sohn will man mir rauben, um ihn zum Werkzeug einer Ansicht zu machen, die ich tief verdamme! Nimmermehr! Das soll und wird nun und nimmermehr geschehen!

Er ging heftig im Zimmer umher, der Domherr störte ihn nicht. Plötzlich blieb Alfred vor ihm stehen und sprach: Vergeben Sie mir, theurer Freund, wenn ich Sie gekränkt haben sollte. Ich kann der Empörung noch nicht Herr werden, mit der mich Ihre Mittheilungen erfüllten. Ich bin zu aufgeregt, ich

weiß mich nicht zu entscheiden, haben Sie Nachsicht mit mir.

Wie ein Vater mit seinem leidenden Sohne, mein theurer Reichenbach! sagte der Greis mild. Suchen Sie mit sich einig zu werden, aber entscheiden Sie sich nicht schnell. Bedenken Sie, wie gleichgültig wir oft nach Jahren gegen Das werden, was wir lebhaft gewünscht. Urtheilen Sie in Ihrer Angelegenheit mit dem kalten Blut des Greises, nicht mit Ihrem heißen Herzen, und lassen Sie mich wissen, wofür Sie sich entschieden haben.

Und was thäten Sie? fragte Alfred.

Ich habe durch vierzig Jahre gelernt, mein Glück in dem Wohle Anderer zu suchen; ich habe nichts für mich erstrebt, meine eignen Wünsche früh begraben. Fragen Sie mich nicht, es muß Jeder aus seiner eignen Natur den rechten Weg ermitteln. Gott sei mit Ihnen, lieber Sohn!

Alfred umarmte den Greis gerührt und eine Thräne perlte in seinen Augen. Ob sie der Zorn, ob sie der Schmerz erpreßt? wer wollte das entscheiden, in einer Stunde, in der so verschiedene Gefühle ihn bestürmten.

Schlaflos verging dem heftig erregten Alfred die Nacht. Er legte das Wohl seiner Untergebenen gegen seine Wünsche in die Wagschale; er hielt es sich vor, wie man seinen Sohn von ihm trennen, ihn in einer Richtung erziehen werde, die ihm verwerflich schien. Bald wollte er Alles opfern, um frei und glücklich zu werden, bald fühlte er den Muth, dem Glück der Liebe zu entsagen, um in Pflichterfüllung Ruhe und geistige Befriedigung zu erlangen. Je länger er wachte, je mehr erhitzte sich seine Phantasie. Jeder Athemzug des schlafenden Felix berührte schmerzlich sein Ohr. Das Kind

schlief so ruhig, es ahnte nicht, welch schweren Kampf sein Vater in sich kämpfte, wie er mit sich rang, dem Sohne das größte Opfer zu bringen. Alfred konnte keine Ruhe auf dem Lager finden, er stand auf, um dem Präsidenten den Vorfall zu berichten. Dann schrieb er dem Domherrn und bat um Abschrift des betreffenden Codicills. Darüber kam endlich der Morgen heran. Ach! eine Nacht, in bangen Zweifeln verlebt, lastet schwer auf dem Geiste des Menschen. Die Dunkelheit scheint unsern Blick in die Zukunft zu trüben; wir sehen die Welt in den düstersten Farben und athmen auf, wenn der erste Lichtstrahl in unser Auge fällt, wenn wir Licht in der Natur erblicken. Dann wacht die Hoffnung auf, der Muth belebt sich und die Lust zu kräftigen Entschlüssen wächst. Das empfand Alfred.

Sein Kopf glühte, sein Körper war fieberisch erregt. Er ging hinaus ins Freie, um

sich abzukühlen. Ein frischer Reif hatte sich über den Boden gelegt und zitterte glitzernd auf Gras und Laub. Es war empfindlich kalt, aber diese Kälte that dem Erregten wohl. Wie schön erschien ihm die Natur, wie lieb ward ihm sein Besitz, da er an die Möglichkeit dachte, sich von ihm zu trennen. Er band selbst in seinem Garten junge Bäume fest, die er gepflanzt; es that ihm leid, daß man sie in seiner Abwesenheit nicht gehörig besorgt hatte. Mitten in der Arbeit hielt er inne: Das Schicksal eines Baumes bewegt dich, sagte er, und du könntest daran denken, das Loos aller deiner Untergebenen, das Loos deines Sohnes einer fremden Hand anzuvertrauen? Unmöglich!

Sein Entschluß, in seinem bisherigen Wirkungskreise zu bleiben, befestigte sich in seiner Seele; aber als er ihn gefaßt, als er ihn ganz durchdacht hatte, da drängte sich die Frage auf, wie er leben solle ohne Therese? Es war ein

tiefes Weh in seinem Herzen. Er wollte ihr schreiben. Was sollte, was konnte er ihr sagen? Er zweifelte nicht an ihrer Liebe, er wußte, daß sie die seine kenne. Durch Julian mußte sie erfahren, wie es ihm unmöglich werde, den Wünschen seines Herzens zu folgen; wie er sich Dem opfere, was er für seine Pflicht halte. Zu schreiben, fehlte ihm der Muth, aber er verlangte lebhaft, sie wiederzusehen.

Um die Frühstückszeit kehrte er in das Schloß zurück. Er küßte Felix und drückte ihn an sich mit einer Bewegung, die dem Knaben nicht entging. Lange hielt er ihn in seinen Armen fest, er erkaufte den Sohn mit dem Glück der eignen Zukunft.

Sein Begegnen mit Caroline war kalt. So sehr er dagegen kämpfte, er konnte eines gewissen Grolls gegen sie nicht Herr werden, den er früher nicht empfunden. Es war ihm, als stände nicht das Testament des Onkels, sondern

sie allein zwischen ihm und seinen Wünschen, als trenne sie allein ihn von seinem Glücke.

Der Tag verging in Thätigkeit mancher Art. Er hatte Berechnungen durchzusehen, die Arbeiten im Felde und in den Fabriken zu revidiren. Eine Vermessung des Forstes war nöthig, man hatte sie den heutigen Tag anzufangen beschlossen; Alfred wollte dabei sein. Er ritt mit hinaus, Felix begleitete ihn; aber er konnte die rechte Arbeitsfreudigkeit nicht finden. Er fühlte sich innerlich gehemmt. Die Leute, mit denen er sprach, fanden ihn in einer weichen Stimmung, die ihm sonst nicht eigen war. Es kam ihm vor, als trete er heute den Besitz aufs neue an; doch es freute ihn nicht, denn er litt noch zu sehr von dem Opfer, durch das er ihn erworben.

Ein reitender Bote war zum Domherrn nach Maria-Gnad gesendet. Er kam zurück und brachte die Antwort, der Domherr selbst

werde kommen, und wirklich erschien der würdige Greis schon früh am Nachmittage.

Alfred ging ihm bis an die Grenze seines Parks entgegen. Des Domherrn Blicke fragten, was er beschlossen? Alfred verstand die stumme Frage und sagte tiefaufathmend, sobald er mit dem Freunde allein war: Ich bleibe! Aber die Worte klangen so muthlos, daß der Domherr ihn bekümmert ansah und ihn fragte:

Und erhebt Sie der schöne Entschluß nicht, den Sie gefaßt?

Nein, antwortete Alfred, ich bringe das Opfer nicht freudig; ich fühle meine Pflicht wie eine schwere, drückende Bürde.

Das ist der erste Schmerz, meinte der Domherr; Sie werden ihn überwinden, glauben Sie mir, und Glück und Freude wird Ihnen daraus erwachsen.

Alfred schüttelte ungläubig das Haupt und schwieg. Dann sagte er: Nun habe ich eine

Bitte an Sie, theurer Fernow! Uebernehmen Sie es, mit meiner Frau die Maßregeln zu besprechen, die für unsere Zukunft nöthig sind. Ich würde es gern sehen, wenn sie von Rosenthal, das mir besonders werth ist, fortzöge. Sie soll wählen, ob sie auf Worben oder auf Plessen wohnen will. Das Gut, das sie vorzieht, will ich ganz nach ihren Wünschen einrichten lassen; gleichviel ob sie es für immer oder nur als Sommeraufenthalt zu bewohnen gedenkt. Sie selbst soll das Jahrgeld bestimmen, das sie zu bedürfen glaubt, und jede Verfügung treffen, die ihr für ihr Leben angenehm scheint. Ich werde in Berlin bleiben, meines Sohnes wegen, denke aber alle sechs, acht Wochen mindestens ein paar Tage hieherzukommen. Ohne das Auge des Herrn gedeiht nichts, das sehe ich, und ich hoffe, auf die Weise, die ich Ihnen andeutete, all meinen Pflichten genügen zu können.

Der Domherr hörte ihm aufmerksam zu und sagte dann: Es ist mein Beruf, zu versöhnen, nicht zu scheiden. Ihren Gütern habe ich Sie erhalten durch meine Bitten; wäre es nicht möglich, Sie auch Ihrer Frau zu erhalten? Was Gott verbunden, soll der Mensch nicht trennen. Reichenbach! bedenken Sie, daß aller Vortheil dieser Trennung Ihnen allein zugute kommt. Sie behalten den Sohn, Sie haben ein freies, durch Thätigkeit mancher Art ausgefülltes Leben; was hat eine Frau zu erwarten, die man von ihrer Familie trennt?

Kein schlimmer Loos, als ich an ihrer Seite erduldet, sagte Alfred.

Aber Sie hatten den Sohn, sich zu trösten! wendete der Domherr ein.

Und was hat denn das Mädchen, das ich liebe, dem ich entsage, sich zu trösten, als sich selbst? rief Alfred bitter. Muß dieses, das schuldlos leiden wird, nicht trachten, mit sich einig

zu werden, in sich die Kraft für ihr Leben zu finden? — Muß ich nicht ein einsames Dasein erdulden? Muß ich nicht darben, wo ich im höchsten Glücke schwelgen könnte? — Nein, nein, lieber Fernow! verschwenden Sie Ihre wohlgemeinten Bemühungen nicht. Ich weiß, was mir frommt, was uns frommt. Gehen Sie zu Frau von Reichenbach und machen Sie sie meinen Wünschen geneigt. Ich bin zu jedem Zugeständnisse bereit, wenn wir auf friedlichem Wege uns trennen können. Aber trennen müssen wir uns!

Vergebens machte der Domherr neue Friedensvorschläge, Alfred beharrte auf seinem Willen und jener verfügte sich zu Frau von Reichenbach, um ihr die Wünsche ihres Mannes mitzutheilen. Sie hörte den würdigen Greis, der ihr durch sein geistliches Amt ebenso Ehrfurcht gebot, wie durch seine Person, mit mehr Ruhe an, als ihr sonst eigen war, beschwerte

sich dann bitter über das Loos, mit einem so phantastischen, launenhaften Manne verbunden zu sein, klagte Alfred wegen einer Menge Fehler an und sagte endlich: sie könne keinen Entschluß fassen, sie wolle sich erst mit dem Kaplan Ruhberg berathen, da ihr Mann den Domherrn zu seinem Beistand erwählt habe. Damit erklärte dieser sich, wiewol ungern, einverstanden, weil er dem Kaplan mistraute, und ging zu Alfred zurück, ihn von dem Erfolg seiner Sendung zu benachrichtigen.

Im Hause herrschte nun der peinlichste Zustand. Die Gatten sahen sich gar nicht, außer während der Mahlzeiten. Alfred saß verdüstert da, Caroline ließ ihren Mismuth an der Dienerschaft aus, die verlegen und eingeschüchtert ihr Amt verrichtete, und selbst Felix ward scheu und unlustig. Er kam Alfred wie ein Vögelchen vor, das bei herannahendem Sturm instinktmäßig die Gefahr empfindet, bange umher=

flattert und nicht weiß, wie es sich schützen soll, da es das Uebel nicht kennt, welches ihm droht. Das Kind jammerte ihn tief und machte ihm zugleich Kummer durch seine sorglosen Fragen. Deshalb erwartete Alfred sehnsüchtig den Moment der Entscheidung; aber Ruhberg war für ein paar Tàge verreist und man mußte sich bis zu seiner Rückkehr gedulden.

Sobald der Kaplan heimgekehrt war, verfügte er sich zu Caroline. Er hörte ihr zu, als sie ihm klagte, und hatte, wie es seine Art war, das Gesicht in die Hand gelehnt, sodaß er den Ausdruck seiner Züge verbarg. Als Frau von Reichenbach ihren Bericht geendet, sagte sie: Nun wissen Sie Alles, nun rathen Sie mir, was soll ich thun?

Was wünschen Sie zu thun? fragte der Kaplan.

Können Sie das fragen? rief Caroline. Ich habe es Ihnen tausend Mal gesagt, es ist eine wahre Thorheit, daß mein Mann an eine Scheidung denkt; es ist gar kein Grund dazu vorhanden. Mein Gott! ich will nicht leugnen, daß es dann und wann Streit gegeben hat, aber wo wäre eine Ehe, in der das nicht vorkäme? Mein Vater hat mit beiden Frauen wie die Engel im Himmel gelebt und nach jedem kleinen Zank ist die Versöhnung eine neue Freude geworden. Warum nimmt mein Mann Alles so schwer?

Also wünschen Sie mit ihm vereint zu leben? fragte Ruhberg weiter.

Natürlich! sagte Caroline. Ich habe mich allein über Alfred zu beklagen. Ich weiß, daß er in der Stadt in vielfachen Verhältnissen lebt, die meine Rechte beeinträchtigen, während ich ihm ganz und gar ergeben bin. Ich habe das getadelt, ich habe ihm gesagt, daß ich eifer=

süchtig sei, aber muß man sich deshalb trennen? Was gewinne ich denn durch die Trennung? Felix wird mir entzogen, das ist das Schrecklichste für eine Mutter. Aus einer Frau, die jetzt die schönste Stellung in der ganzen Provinz hat, die Jeder beneidet, soll ich zu einer Witwe werden, die ein Gnadenbrot genießt. Und weshalb? weil Alfred sich einbildet, unglücklich zu sein. Aber ich habe mich nicht unglücklich gefühlt, ich will es nicht werden. Alfred wird allmälig seine poetischen Grillen vergessen und wir werden wieder ganz zufrieden wie bisher leben. Eigentlich war es eine Kleinigkeit, ein unbedeutender Streit, der den ganzen Aufruhr veranlaßte; und ich wäre thöricht, wollte ich nachgeben und mich in die Vorschläge meines Mannes fügen.

Glauben Sie, daß Herr von Reichenbach sich von Ihnen zu einer Wiedervereinigung bewegen läßt? fragte Ruhberg.

Ich zweifle daran, denn er ist sehr eigensinnig.

Und Sie wollen sich um keinen Preis von ihm trennen?

Nein! rief Caroline bestimmt.

So vertrauen Sie mir, sagte der Kaplan, und folgen Sie unbedingt meinem Rathe. Ich bin ganz Ihrer Meinung. Sie allein sollen schwere Opfer bringen, damit Herr von Reichenbach seinen ungezähmten Launen nachgeben könne, und obenein will er sie zwingen, eine Sünde zu begehen. Da sei Gott für, daß ich dies zulasse! Ihre Seele ist vom Himmel meiner Obhut anvertraut, ich muß jenseits Rechenschaft für sie ablegen; ich werde nicht zugeben, daß man Sie zu einem Unrecht verleitet, so wahr ich ein Verkünder des alleinseligmachenden Glaubens bin. Er hielt inne und sagte dann nach einiger Ueberlegung: Verwerfen Sie alle Anträge, die Herr von Reichenbach Ihnen

macht. Erklären Sie fest, daß Sie sich nicht von ihm trennen wollen, daß Sie verlangen, er solle Sie in alle Ihre Rechte wiedereinsetzen.

Und wenn er es verweigert?

So bestehen Sie dennoch darauf. Einstweilen bleiben Sie äußerlich in der Stellung, die Ihnen werth ist. Wir gewinnen Zeit, und Zeit gewonnen, Alles gewonnen!

Aber wohin soll das führen?

Zu einer Vereinigung Derer, die zueinander gehören, sagte der Kaplan. Zögert Herr von Reichenbach, sich mit Ihnen auszusöhnen, so thun wir, als ob Sie eine gerichtliche Scheidung verlangten oder gänzliche Vereinigung. Zu der Ersten kann er es aus Gründen, die ich Ihnen seiner Zeit enthüllen werde, nicht kommen lassen; er wird den friedlichern Ausweg wählen und ich hoffe, Sie werden es dann

nicht vergessen, daß ich es war, der Sie durch seinen Rath zu Glück und Freude zurückführte.

Mein Mann wünscht in einigen Tagen von hier abzureisen und will meinen Sohn mit sich nehmen, sagte Caroline nachdenkend und zögernd.

Hindern Sie ihn nicht daran, diese Trennung ist für den Augenblick nothwendig. Sie müssen Beide ruhiger werden, um sich mit einander verständigen zu können.

Herr Kaplan! rief Caroline, ich habe nur den einzigen Sohn, ich liebe ihn wie mein Leben; fühlen Sie, wie mir der Gedanke das Herz bricht, mich von ihm zu trennen?

Arme Frau! sagte Ruhberg und drückte zärtlich ihre Hand. Mag das Beispiel der gebenedeiten Gottesmutter Sie stärken. Je schwerer der Kampf, desto schöner der Sieg. Sie bringen sich selbst zum Opfer, um Ihren Gat-

ten zu seiner Pflicht zurückzuführen. Solche Werke gefallen Gott wohl.

Am Abend dieses Tages begab sich Caroline in das Zimmer ihres Mannes, der mit dem Domherrn über Land gefahren war. Sie hatte Alfred ihren Entschluß schriftlich mitgetheilt, Ruhberg den Brief gezeigt und ging jetzt, ihn auf den Schreibtisch zu legen, damit jener ihn bei seiner Rückkehr fände. Schon wollte sie sich wieder entfernen, als ein anderer Brief ihre Aufmerksamkeit fesselte. Er war an Alfred gerichtet und offenbar von weiblicher Hand geschrieben. Caroline erbebte. Sie hielt ihn prüfend gegen das Licht. Das Couvert war von dunkelm Papier, sie konnte nichts von dem Inhalt erspähen. Sie schwankte eine Weile, dann sah sie nach der Uhr, berechnete, daß ihr noch eine lange Zeit bis zu Alfred's

Rückkehr bleibe, nahm den Brief und eilte damit in ihr Zimmer. Dort angekommen, eröffnete sie ihn. Er war Französisch geschrieben und „Sophie Harkourt" unterzeichnet. Ihre Eifersucht flammte hell auf. Der Brief lautete: „Mein theurer Freund! ich habe bis jetzt vergebens Ihre Rückkehr erwartet, ich habe darauf gehofft, wie auf das einzige Glück, das mir noch werden kann. Mein Herz verlangt darnach, sich vor Ihnen zu öffnen; keine Falte meiner Seele soll Ihnen verborgen bleiben; ganz und ungetheilt sollen Sie mich kennen. Ich bin gewiß, Sie werden mich nicht verdammen, Sie werden den Schritt billigen, den ich zu thun gedenke. O! wüßten Sie, was ich für Sie empfand in der Stunde unseres Begegnens; wüßten Sie, mit welchen Gefühlen ich an Sie denke! Sie haben mich vor schwerem Verbrechen bewahrt. Eifersucht, Verzweiflung durchtobten mich, ich

war zu dem Aeußersten bereit. Da kamen Sie wie mein guter Engel, wie zu meinem Schutzgeist blicke ich zu Ihnen empor!"

So weit hatte Caroline zitternd gelesen, als sie das Rollen eines Wagens hörte. Sie steckte den Brief in das Couvert, machte dies geschickt wieder zu und eilte, es auf den Schreibtisch ihres Mannes zu legen, der gleich darauf in sein Zimmer trat.

Alfred langte hastig nach dem Briefe seiner Frau und sah mit Ueberraschung, daß sie alle seine Vorschläge verwarf. Das hatte er nicht erwartet, er begriff nicht, was sie zu erreichen hoffe, was sie verlange. Die neuen Hindernisse verstimmten ihn, mehr aber noch die Art, in der der Brief geschrieben war. Mit der kalten Gewohnheit des Geschäftsmannes öffnete er das andere Schreiben und las es mit immer wachsender Theilnahme. Nach der ersten Einleitung hieß es weiter:

„Ich bin in einer Welt erzogen, in der man die hergebrachten Sitten und Gewohnheiten geringschätzt, ich habe sie verachten gelernt. Ich habe Frauen und Männer gekannt, die unter dem Schein der Zucht und Ehrbarkeit all ihren Lüsten fröhnten. Heute sah ich junge Gatten sich vor dem Altare verbinden und schon wenig Wochen darauf kniete der Mann, der einem Engel der Unschuld Treue gelobt, zu den Füßen eines Weibes, das nicht werth war jenem Engel die Schuhriemen zu lösen. Ehrenmänner vertrauten der Tugend ihrer Frauen, die in den Armen junger Laffen den unbefleckten Namen ihres Gatten preisgaben — und die Welt hielt jene Frauen für rein, jene Männer für untadelhaft!

„In meinem Beruf darauf angewiesen, durch den Schein die Wahrheit darzustellen, ist mir der Schein verhaßt geworden und mein ganzes Dasein ist ein Streben nach Wahrheit ge-

wesen. Jene Verbindungen, die aus Habsucht und tausend andern Rücksichten geschlossen, mit dem pomphaften Namen einer „rechtmäßigen Ehe" die ungezügelte Freiheit des Lasters heiligen, widerten mich an. Mich dünkte die Fessel unwürdig, die man sich mit einem Eide auferlegt. War doch Jeder nur zu bereit, die drückende Kette zu lockern, sich so frei darin zu bewegen, als möglich. Ich habe die Ehe in ihrer jetzigen Form tief verachtet. Man setzt einen Preis für die gegenseitige Liebe fest, man zügelt dies Gefühl bis zu der Stunde, in der ein fremder Mann, ein Priester, erlaubt, daß man sich angehören dürfe. Dann werden fremde Menschen zu festlichem Gelage vereint; in perlendem Wein erhitzen sich die Geister, freier und kühner werden die Scherze der glückwünschenden Männer vor dem beleidigten Ohre der zitternden Braut und mitten aus dem wilden Gewühl entführt sie der Bräutigam zu jenen

tiefsten Mysterien der Liebe, wie ein Sultan die Odaliske, und das freche Lächeln der Hochzeitgäste begrüßt am nächsten Morgen die Neuvermählte. Das nennt man Sitte, das nennt man Keuschheit und Civilisation! das billigt die Kirche und der Staat!

„Wie tief entwürdigt erschien mir in solchen Momenten das Weib, wie roh die Menschen, die solche Hochzeitfeier heilig nennen! Wie glücklich, wie rein fühlte ich mich in dem Gedanken, Julian zu gehören, ohne Eid und Schwur; sein geworden zu sein in einer Stunde seligster Entzückung, in der wir die Welt im Herzen trugen, die heiligste Welt der Liebe, die keinen geputzten Hochzeitzeugen bedarf, weil sie das Recht zu gänzlicher Vereinigung in sich selbst besitzt!

„Ich habe geglaubt, der Mensch bedürfe keines andern Zwanges; die Erkenntniß des Wah-

ren, die Liebe, das Recht, das seien die Gesetze, das sei die Religion für den Denkenden. Ich wollte nicht heimlich thun, was ich für recht hielt, ich wollte nicht geduldet werden durch scheinbare Unterwerfung unter die Sitte. — Frei und stolz habe ich gesagt, so handle ich, und ich handle recht, weil ich weiß, daß ich nie weichen werde von dem Wege wahrer Pflicht und wahrer Ehre.

„Ich habe nie verlangt, daß Julian sich mir mit heiligen Schwüren gelobe, ich habe ihm niemals Treue versprochen. Schwört man denn zu halten, was man nicht unterlassen kann, ohne unterzugehen in der Nacht der Verzweiflung? Hätte ich je aufhören können Julian zu lieben, so würde ich mich für frei gehalten haben. Oft habe ich ihm das gesagt; oft ihn versichert, er solle frei sein von jedem Bande, das ihn an mich binde, sobald er mich nicht mehr seiner Liebe würdig fände. Ich war mei-

ner so gewiß; ich hielt Julian's Liebe für so unwandelbar als die meine.

„Ich habe mich getäuscht. Ich habe dem Herkommen, der Sitte Hohn gesprochen, jetzt rächen sie sich an mir. Julian, den ich frei wähnte von den Vorurtheilen der andern Menschen; Julian, dem ich rückhaltlos vertraute, Julian verläßt mich. Seine Liebe ist erkaltet. Er läßt sich von mir reißen durch den Tadel, den die thörichte Menge auf mich und auf unsere Verbindung wirft. Ich habe ihn verloren, mein Leben ist zu Ende.

„Ich wollte sterben, weil ich nicht zu leben wußte, weil außer Julian kein Mensch für mich lebte in der Welt; weil Alles mir gleichgültig war außer ihm. Sterben schien mir das seligste Ruhen nach schwerem Leid.

„Da kamen Sie! — Ein Mensch! rief es in mir. Ihr Wort war mild, Ihr Ton, Ihr Blick Erbarmen. Gott lohne es Ihnen, Sie

haben mich vom Tode gerettet; Sie wollten mich dem Leben der Kunst wiedergeben, ich folgte Ihnen gern, aber ich vermag es nicht.

„Wie könnte ich heiter schaffen, wie könnte ich jetzt noch Andere erfreuen? Was könnte mich belohnen, da Julian's Auge mir nicht mehr folgt, mir nicht mehr Beifall winkt?

„Die Zeit des Spiels, des Glückes ist vorüber, die Tage der Buße sollen folgen. Ich vermaß mich im thörichten Uebermuth der Jugend, freier, stärker zu sein, als es dem Menschen gegeben ist. Mein Glück sollte ein Beweis werden, daß nur in der Freiheit der Liebe die Reinheit der Ehe bewahrt bleibe; daß der Mensch die Freiheit verdiene, daß sein Gewissen Gottheit sei, die sich Gesetze gibt nach dem Bedürfniß ihrer Persönlichkeit.

„In den Stunden des tiefsten Leides, als meine Kraft mich verließ, schlug ich angstvoll die Hände zusammen und hob sie empor gen

Himmel. Von Oben kam mir Stärkung und Trost. Ich fühlte, daß Einer über den Wolken lebt und daß wir Staub sind. Ich habe beten gelernt.

„Jetzt ist mir wohl. Ich bin müde, aber frei von Schmerz und Kampf. Ich weiß, was allein mir für die Zukunft frommt. Ich habe gefehlt gegen die Gesetze der Sitte, die Gott und Menschen mit hoher Weisheit zwischen uns und unsere Leidenschaften stellten. Gott und die Menschen muß ich versöhnen, damit ich Ruhe finde in mir.

„Mein Entschluß steht fest, ich hoffe, Sie werden ihn billigen. Kommen Sie bald. Gott sei mit Ihnen und mache Sie glücklich!"

Sinnend betrachtete Alfred das Blatt, als er den Brief geendet. Wer wirft den ersten Stein auf sie? fragte er sich selbst. Sophiens Schicksal rührte ihn tief. Er fühlte, daß sie eine von jenen seltenen Naturen sei, deren Le-

ben, den schönsten Blumen vergleichbar, nur eine Blüte hat. Ihr ganzes Dasein ist eine Entwicklung für den Tag dieser Blüte; ist dieser vorüber, so belebt kein neuer Frühling, kein noch so heißer Sonnenstrahl sie wieder. Sie senken das Haupt und welken. Sophie, die von der Welt, von unsern Sitten Gebrandmarkte, Sophie, auf die die Frauen der guten Gesellschaft mit schnöder Verachtung hinabblickten, wie rein und schön stand sie vor ihm! Welche Liebe, welche Wahrheit und welche kühne Seele offenbarten sich in den Fehltritten dieser Frau.

Warum stand ihr kein schützender Vater, keine treue Mutter zur Seite? fragte es in ihm. Warum ward diese edelste Natur hingeschleudert in den Kreis einer Sittenverderbniß, von der sie sich verletzt abwendete, um sich den misverstandenen Lehren einer Schule zuzuneigen, die zwar Wahrheit und Recht erstrebt, aber

auf falschem Wege? Warum ihr der furchtbare Kampf? Warum ihr das schwere Leid? Das waren Fragen, für die es keine Lösung gibt, und mit bewegtem Gemüth seufzte er, als er den Brief von sich legte: Gott gebe, daß sie jetzt wirklich richtig erkenne, was ihr frommt, daß sie Ruhe und Frieden finde.

Da stürzte Felix in heftiger Aufregung in des Vaters Zimmer: Papa! rief er, Papa! die Mutter weint und schilt auf dich. Sie sagt, du wärst ein schlechter Mann und du hättest sie betrogen. Ich sage, das ist nicht wahr, du bist gut und du betrügest Niemand. Da hat mich Mama von sich gestoßen und gesagt, du bist wie der Vater, gehe nur mit ihm, ich mag dich nicht mehr!

Noch während des Knaben Erzählung trat Caroline herein. Caroline! rief Alfred, ist es meine Schuld, daß der Knabe so Schmachvolles erlebt? Kann eine Mutter so wenig Achtung

vor ihrem Kinde haben? Was gibt es denn wieder?

Kann ein Mann so unwürdig an seiner Frau handeln, daß er sie verstößt um einer Schauspielerin willen, um einer Dirne willen? entgegnete Caroline. Aber ich will es nicht erleben, daß eine solche die Stiefmutter meines Kindes werde, an meiner Festigkeit sollen deine Ränke scheitern!

Jetzt begriff Alfred Alles. Geh hinaus, Felix! die Mutter ist krank, sie redet irre, ich bleibe bei ihr, sagte er und führte den Sohn hinweg. Dann kehrte er zu seiner Frau zurück.

Ich ahne, woher der Argwohn stammt, sagte er, du hast wieder einmal meine Briefe zu lesen versucht und mußt dabei gestört worden sein. Du sollst vollenden, was du begonnen hast. Hier ist das Blatt, lies es zu Ende.

Ich finde keine Unterhaltung in Liebesbrie-

fen, die Schauspielerinnen meinem Manne schreiben! spottete Caroline.

Nicht von meiner Liebe ist darin die Rede, entgegnete Alfred, sondern von Julian's, den Verhältnisse zwingen, sich von einer Frau zu trennen, welche seine volle Liebe verdient. Auf seinen Wunsch habe ich sie einmal gesehen. Aber lies den Brief, so unrecht es ist, Sophiens Vertrauen zu verrathen, so kann sie nur dabei gewinnen, und ich muß es thun, in diesem Falle. Lies den Brief, ich bitte darum, ich fordere es von dir.

Caroline that, wie er es verlangte. Ihre Hände bebten, sie erbleichte vor Rührung über Sophie, vor Beschämung, weil sie fühlte, daß sie ihrem Manne Unrecht gethan. Alfred wußte ihr diese Bewegung Dank, sie machte ihn milder und unverwandt hingen seine Augen an ihr. Kaum aber hatte sie den Brief beendet, kaum sah sie die Spannung, mit der ihr Mann

sie betrachtete, als sie sich ihrer weicheren Gefühle wie einer Schwäche zu schämen begann. Die Geliebte Julian's schien ihr keines Mitleids werth, jede Beziehung ihres Mannes zu einer leichtfertigen Schauspielerin eine Sünde gegen sie und die eheliche Treue.

Warum vergaß sie Pflicht und Ehre? sagte sie verächtlich. Da bleibt die Reue niemals aus. Verdienen solche Personen es denn anders? Können sie Besseres erwarten? Und um solch elende Geschöpfe werden wir Frauen verlassen!

O! daß ihr Frauen alle die Seele dieser Sophie hättet, daß ihr die himmlische Liebe verständet, sprach Alfred sehr ernst, die sich in ihrer reinen, unselbstischen Hingebung verräth! ihr würdet nie verlassen, ihr würdet angebetet werden!

So weit ist es gekommen, rief Caroline außer sich, daß du mir, deiner Frau, solche

Dirnen zum Vorbilde aufstellst? Liebe, wen du willst, aber beleidige mich nicht durch solche Vergleiche. Diese Verachtung verdiene ich nicht.

Caroline! können wir uns denn gar nicht mehr verstehen? Willst du dich und mich absichtlich immer tiefer verletzen, da wir schon so schmerzlich leiden? Wir können nicht nebeneinander leben, das fühle ich mehr und mehr; aber laß uns wenigstens in Frieden scheiden. Wir haben nicht zusammengehört, darum trennen wir uns, und doch werden wir einander nie vergessen, können es nie. Laß unser letztes Beisammensein denn in Milde enden, ohne Haß und Groll.

Er schwieg, seine Frau weinte. Alfred! schwöre mir, daß du Sophie nicht liebst, daß du nicht nach Berlin zurückkehrst und ich will dir glauben und Alles soll wieder gut werden! rief sie aus.

Was war denn gut, ehe ich ging? Hat deine Eifersucht jemals geschwiegen? Hat sie

mich nicht gemartert, wo und wie wir auch lebten? fragte Alfred.

Ich will dein Betragen vergessen aus Liebe für dich, fuhr Caroline fort, ich will Alles verzeihen, aber —

Was willst du vergessen und verzeihen? fragte Alfred nochmals; den ungerechten Argwohn, den du hegst, obgleich du den Beweis dagegen in Händen hast? — Du willst vergessen, daß deine Launen, deine Unliebenswürdigkeit mich aus der Heimat trieben? Denn nur sie, nur unsere unglücklichen Zerwürfnisse zwangen mich dazu, das schwöre ich dir! — Du willst mir verzeihen, daß du mich in Gegenwart unseres Sohnes mit niedrigen Vorwürfen überhäuftest? — Das ist großmüthig von dir!

Ich will vergessen, daß du mich nicht liebst, daß du dich von der Mutter deines Sohnes trennen willst, sagte Caroline sehr weich und

leise weinend. Alfred thue das nicht, ich überlebe es nicht.

Der Ton schlug mächtig an Alfred's Herz und der schwere Kampf der letzten Tage erneute sich in ihm. Milde Stimmen sprachen für die alten Bande, für Frieden und Nachsicht; aber Carolinens falsche Begriffe von der Würde der Gattin zerstörten den guten Eindruck wieder. Sie fürchtete, sich durch die letzten Worte zu sehr gedemüthigt, ihren Rechten vergeben zu haben, und sagte plötzlich mit Kälte und Heftigkeit: Und in die Scheidung willige ich niemals; niemals werde ich Rosenthal freiwillig verlassen und meine heiligen Rechte opfern, weil es dir bequemer ist, frei und unabhängig zu leben wie der Präsident.

Die Worte empörten Alfred. Ein neuer heftigerer Streit entstand und endete mit tiefster gegenseitiger Erbitterung.

Spät am Abende ließ Alfred seine und Felix'

Sachen packen, schrieb dem Domherrn, daß noch kein Vergleich zwischen ihm und Caroline zu Stande gekommen sei und daß er ihn bäte, auf diesen hinzuwirken. Dann setzte er die nöthigen Verhaltungsbefehle für den Inspektor der Fabriken und für den Wirthschafter auf und schickte seiner Frau folgendes Billet:

„Ich räume dir das Feld, da du trotz meiner Bitte darauf beharrst in Rosenthal zu bleiben. Morgen früh fahre ich mit Felix nach Worben, dann nach Plessen. Ich habe an beiden Orten noch für mehre Tage zu thun und verlange, daß du nach keinem von beiden kommest, so lange ich dort verweile. Ich kann dir nicht verwehren, Felix vor der Abreise zu sehen; aber ich fordre, daß du dem Kinde keinen ähnlichen Auftritt bereitest, wie der heutige es war. Ich habe ihm gesagt, daß ich ihn zu einer Spazierfahrt mitnehme; laß ihm den Glauben und beflecke seine junge Phantasie nicht mit den

widrigen Bildern unseres Streites. Für ihn und für dich verlange ich, daß du ihm dein Andenken rein erhältst."

Der Morgen war regnerisch und kalt. Alfred blieb mit Felix in seinem Zimmer, wo sie allein das Frühstück eingenommen hatten. Das Kind war schlaftrunken und fröstelte. Als Alles zur Abreise bereit war, ging er mit ihm zu Caroline.

Schon? rief diese erbleichend und bebend, als sie bei ihr eintraten.

Alfred, eben so erschüttert und bleich als sie, entgegnete: Ich wünsche zeitig nach Worben zu kommen. Sage der Mutter Adieu, Felix.

Der Knabe that es mit gänzlicher Unbefangenheit. Er reichte der Mutter die Hand und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Da rang sich ein Schrei des Schmerzes aus ihrer Brust, vor dem Alfred erzitterte; es war einer

jener Naturlaute, die der Wilde mit dem civilisirtesten Menschen gemein hat. Sie preßte den Knaben an sich, als ob sie ihn für ewig halten wollte, und ihre glühenden Thränen flossen auf ihn herab.

Auch Alfred's Augen schwammen in Thränen, aber er ermannte sich, sagte leise: komm, mein Sohn! und schritt mit ihm davon.

Caroline stürzte ihnen nach, kniete neben Felix nieder, prüfte, ob sein Anzug warm und fest sitze, zog ihm den Kragen des Mantels in die Höhe und knüpfte diesen mit einem Tuche fest, das sie sich vom Halse nahm. Alfred zitterte, sein Herz blutete in der Brust.

Mit abgewendetem Gesicht reichte er seiner Frau die Hand: Wie meinen Augapfel werde ich ihn behüten! sagte er mit dem Tone, mit dem man einen heiligen Eid schwört. Caroline hielt seine Hand fest, drückte einen Kuß darauf und rief: Lehre ihn nicht, mich zu hassen.

Da sei Gott vor! entgegnete Alfred und ging schnell mit Felix hinaus, der, vor Ueberraschung sprachlos, Alles mit sich geschehen ließ.

Mit gerungenen Händen sank Caroline auf das Sopha; dann eilte sie zum Fenster und blickte dem fortrollenden Wagen nach, so lange ihre Blicke ihn erreichen konnten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.